

14/149 1
Beihefte der Zeitschrift: „Die evangelische Diaspora“

Nr. 13

Deutsch-evangelisches Leben in Slowenien

Von

Gerhard May
Pfarrer in Cilli

NARODNA IN UNIVERZITETNA KNJIŽNICA

DS

278 159₁₃



197600741

COBISS ©

Leipzig

Verlag des Centralvorstandes der Evangelischen Gustav Adolf-Stiftung

1927

278159



N 741/1976

Deutsch-evangelisches Leben in Slowenien.

Slowenien, d. h. der von Slowenen bewohnte westliche Teil des Königreichs der Serben, Kroaten und Slowenen (SHS), umfaßt Südsteiermark, Krain und ein Stückchen Südkärntens, sowie das Übermurgebiet, Prekmurje, einen Teil der früher ungarischen Komitate Zala und Eisenburg. Die Bevölkerung Prekmurjes sind neben wenig Magyaren und Deutschen Slowenen, die sich aber „Wenden“ nennen und von den Slowenen Steiermarks und den „Krainern“ sowie den Kroaten durchaus verschieden fühlen. Sie gehörten jahrhundertlang der ungarischen Reichshälfte an und erfuhren an sich die starke Anziehungskraft der überlegenen magyarischen Kultur- und Nationalisierungspolitik. Ihre Sprache ist ein slowenischer Dialekt, der zur Schriftsprache geworden ist, zahlreiche magyarische und deutsche Brocken aufgenommen hat und mit magyarischer Orthographie geschrieben wird. Jetzt wird von Laibach und Marburg a. D. her diese Sprache systematisch durch das einheitliche „Hochslowenisch“ ersetzt — oder wie es die Wenden fühlen: unterdrückt und ausgerottet. Also ein slowenisches Minderheitenproblem im slowenischen Lande! Dabei gibt es in der ganzen Welt nur eineinhalb Millionen Slowenen, davon sind 480 000 in Italien, einige Hunderttausend in Amerika, einige Zehntausend im österreichischen Kärnten. — Im Übermurgebiet gibt es rund 27 000 Protestanten (darunter 1000 Reformierte). Ihre 10 Gemeinden mit zahlreichen Filialen, 12 konfessionellen Volksschulen, einem Schülerheim in der Kreisstadt Murska Sobota, sind in einem eigenen Seniorat unter dem Senior Stefan Kovatsch in M. Sobota organisiert. Diese kleine Bauernkirche ist besonders bemerkenswert, weil sie die einzigen Protestanten Jugoslawiens sind, die sich seit der Reformationszeit in ihrem Glauben erhalten haben. In mannigfachen Anfechtungen der Türkenzeit und in mancherlei Glaubensverfolgungen, jedoch keiner systematischen Gegenreformation wie die Protestanten der benachbarten österreichischen Steiermark ausgesetzt, bewahrten sie unverändert ihren Glaubensstand. Der Gottesdienst wird auch heute noch wendisch und magyarisch gehalten, sie haben eigene Gesangbücher, Bibel, Gebetbücher und ein Kirchenblättchen in ihrer Sprache. Ihr reges kirchliches Leben geht streng und treu in den traditionellen Bahnen und ist tief im Volksleben verwurzelt.

Doch Prekmurje liegt infolge seiner schlechten Verkehrsverhältnisse fast außerhalb des Gesichtskreises des übrigen, ehemals österreichischen Slowenien. Diese wendischen Gemeinden, die ihr in sich ruhendes, durch kirchliche Tradition und bäuerliche Sesshaftigkeit festgefügtcs Sonderleben führen, müssen außerhalb dieser Darstellung bleiben, die sich auf die nach Geschichte, Umgebung und Struktur ganz verschiedenen deutsch-evangelischen Gemeinden, d. h. Marburg, Mah-

renberg, St. Egydi in den Windischen Büheln, Pettau, Cilli und Laibach, beschränken will. Dazu kommt noch der südlich der Mur gelegene Teil der Gemeinde Radkersburg: Oberradkersburg, Abstall, Luttenberg. Diese Gemeinden mit ihrer über das ganze Land weitzerstreuten Diaspora zeigten noch 1918 ein starkes Aufblühen und verheißungsvolles Emporstreben. Heute sind sie eine kleine, arme Minderheit von hochgerechnet 3000 Seelen. Durchaus verschieden von den Protestanten Prekmurjes, ähnlich den Gemeinden des benachbarten Österreich, sind die deutschen evangelischen Gemeinden in Slowenien ausnahmslos jungen Ursprungs. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden die beiden Muttergemeinden Laibach (mit der Filiale Cilli) und Marburg (mit Pettau). Eingewanderte Protestanten aus Deutschland, Holland, aus der Schweiz, darunter ein hoher Prozentsatz von Ubligen, bildeten den Stock. Evangelische Soldaten der Garnisonen, Beamte der neuen Südbahn waren eine erfreuliche, wenn auch unregelmäßige Verstärkung. Vor 25 Jahren wurde Cilli zur Pfarrgemeinde, Mahrenberg und Pettau selbständige Vikariate, zahlreiche Predigtstationen bildeten sich: z. B. Gottschiee, Aßling, Neumarkt in Krain; Weitenstein, Neukloster, Gonobitz, Trifail, Rann, Lichtenwald, dazu während der Saison die Bäder Topoltschitz und Neuhaus im Gebiet der Cillier Gemeinde; Windisch-Feisritz, Windisch-Graz, Hohenmauthen und mancher andre Ort im Drautal. Die Los-von-Rom-Bewegung brachte vor allem seit 1900 ungeahnten Aufschwung. Und konnte an manchem Orte nur ein-, zweimal ein evangelischer Gottesdienst, ein Familienabend oder ein evangelisches Begräbniß stattfinden, so waren damit Samenkörner ausgestreut, deren Frucht oft nach Jahren, aber doch reifte. Die Übertritte mehrten sich, die Gemeinden wuchsen auf das Doppelte und Dreifache. — 1908 siedelten sich die ersten „Schwaben“ — wirkliche Württemberger und Deutschböhmen aus dem Erzgebirge — in St. Egydi in den Windischen Büheln (16 Kilometer nördlich von Marburg, an der Strecke nach Graz, Grenzort gegen Österreich) an. Bis 1912 dauerte der Zuzug. Die durch Fleiß und Tüchtigkeit aufblühende Kolonie zählte bald 300 Seelen, sie konnten ihre Schulden im Kriege gänzlich abzahlen und sitzen nun stolz auf eigenem Grund und Boden — und waren doch Leute, die z. T. in der alten Heimat abgehaust und kein Fortkommen gefunden hatten. Ihre kirchliche Versorgung erfolgte von Leibnitz her.

Was aber diesen Gemeinden schon in der österreichischen Zeit eine Sonderstellung gegenüber den andern evangelischen Gemeinden der Alpenländer gegeben hatte, was zugleich ihre besondere Lage und Schwierigkeit heute ausmacht, ist ihre Lage als Diaspora in doppeltem Sinne: nicht nur als Evangelische im rein katholischen Lande, und zwar in einem leidenschaftlich katholischen Lande, sondern gleichzeitig als Deutsche im überwiegend slawischen Lande¹⁾. Sie sind konfessionelle und nationale Minderheit und haben jetzt, im Zeitalter der Minderheitenverfolgungen doppelt zu leiden. Noch dazu in einem Lande, wo das Bekenntnis zum deutschen Volkstum als Anlaß zu Schimpf und Verfolgung genommen und Evangelisch-sein als doppelt Deutsch-sein angesehen wird.

Bei der österreichischen Nationalitätenpolitik des letzten Halbjahrhunderts

1) Marburg, Mahrenberg, Egydi lagen bis 1918 an der Sprachgrenze, Pettau und Cilli waren Sprachinseln. Laibach hatte seit 40 Jahren slowenische Mehrheit, aber eine in jeder Beziehung bedeutungsvolle deutsche Minderheit (1910 rund 8000).

und dem mit den schärfsten Mitteln geführten nationalen Kampfe gab es keine Verständigung und Versöhnung zwischen den streitenden Nationen. In Slowenien war es ein Verteidigungskampf der Deutschen, ein Ringen um die Erhaltung des deutschen Kulturgutes und Besitzstandes. Man kämpfte um die Mehrheit in Gemeindevvertretung, Landtag, Reichsrat, man rang um den wirtschaftlichen Einfluß, um Geldinstitute, um jedes Geschäft, um jeden Fußbreit verkäuflichen Bodens, um jede Schulkasse. Die Schärfe dieses Kampfes wurde durch die Umsturzzeit noch überboten und führte zum offen zugegebenen Vernichtungskampf gegen alles, was deutsch war, während der deutschen Minderheit jedes Mittel zur Gegenwehr aus der Hand geschlagen, jede Unterstützung von seiten des übrigen Deutschtums nicht nur infolge eigener Ohnmacht versagt war, sondern auch versagt bleiben mußte, um ihre Lage nicht noch mehr zu gefährden. Die Slowenen negieren heute die deutsche Minderheit in Slowenien aus politischen Gründen. Sie stellen die Existenz einer deutschen Minderheit in ihrem Lande glatt in Abrede, und wenn Deutsche im Lande seien, so — sagen sie — seien sie keine vollberechtigte Minderheit, denen die Rechte der garantierten Minoritätenschutzartikel gebührten, denn — sie seien nicht bodenständig! Man möge sich daher die Lage der deutschen Protestanten vorstellen, die, weil Protestanten, als doppelt Deutsche angesehen und in jeder Weise beargwöhnt, verdächtigt, überwacht werden.

Doch wie steht es mit dem Vorwurf, die deutsche Minderheit in Slowenien sei nicht bodenständig?

Wenn Ausländer kamen, um die Minderheitenfrage zu studieren, so wurden sie auf die Friedhöfe und in die alten Kirchen geführt. Die 300, 400, 500 Jahre alten Grabsteine sind unbeeinflusst und sie zeigen deutsche Namen und deutsche Inschriften. Aber das Deutschtum Sloweniens ist noch älteren Datums als die ältesten Inschriften. Das Deutschtum Sloweniens ist sogar unter dem gesamten Auslandsdeutschtum das älteste deutsche Siedlungsgebiet, älter noch als Burgenland, Siebenbürgen, Zips, Baltikum. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts riefen die slowenischen Fürsten die Bayernherzöge Thassilo II. und III. ins Land zu Hilfe, weil ihr friedliches, waffenunkundiges Bauernvolk sich der andringenden Awaren nicht erwehren konnte. Der Bayer kam, aber mit Bedingung und Forderung: die Slowenen hätten den Christenglauben anzunehmen. So kam der Deutsche ins Land: als Schützer, Herr und Kulturträger. Der nächste Nachschub kam unter Karl dem Großen: kriegerische Sicherung der Südostgrenze des Reiches war der Zweck, die Folge war Gründung von Städten und Märkten. Sachsenfeld, Sachsenwart im Samntal künden im Ortsnamen bis heute den Stamm ihrer Gründer. Die Völkerwanderung hatte das blühende, aus römischer und vorrömischer Zeit stammende Kulturleben dieses gesegneten Landstrichs zerstört, die Slowenen, obwohl schon fast zwei Jahrhunderte im Land, hatten es über die ersten Anfänge häuerlicher Kultur und Siedlung nicht hinausgebracht. Der Deutsche brachte erst wieder staatliche Ordnung, Sicherung nach außen und höheres Leben. Seit den ältesten Zeiten haben die Städte, größeren Orte und Burgen deutsche Namen. Und trotz der allgemeinen Slawisierung gibt es heute, 1927, noch Orte, die offiziell nicht slowenische, sondern deutsche Namen, wenn auch in slawischer Orthographie, tragen, z. B. Rospah (gleich: Roszbach), Marenberg, Rajhenburg (Reichenburg), Wurberg (Wurmberg), Salek (Schallegg) . . .

Der Adel und das Bürgertum — also die durch 1000 Jahre kulturell entscheidenden Schichten — waren deutsch. Der Slowene war der „kmet“, der Bauer, der Leibeigene. Nur an der nördlichen Sprachgrenze gab und gibt es deutsche Bauern. Daß es sonst kein deutsches Landvolk gibt, droht verhängnisvoll für die Zukunft der deutschen Minderheit zu werden, denn es fehlt der gesunde, aufsteigende Nachschub vom Lande. Nur in der Gottschee in Südkrain kam es vor 600 Jahren zu einer geschlossenen Siedlung, die sich in wunderbarer Zähigkeit deutsch erhalten

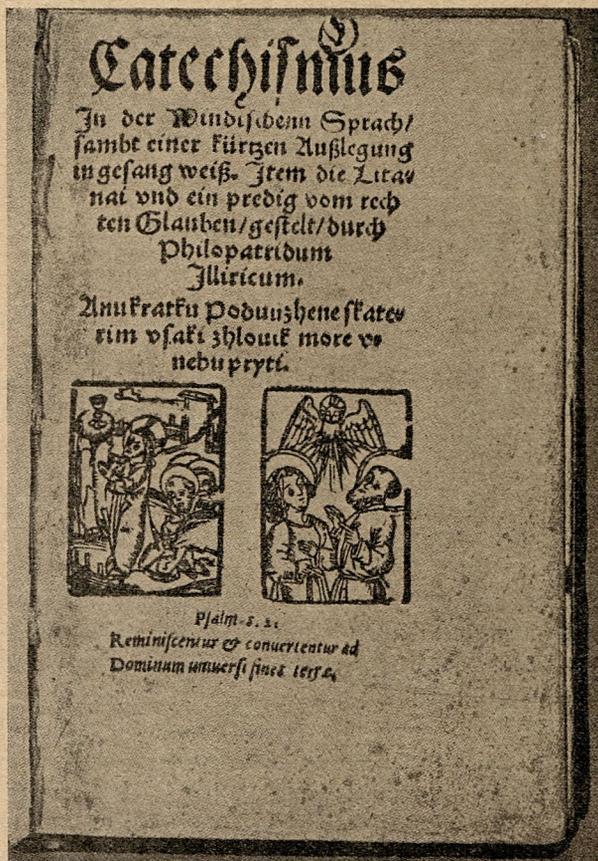


Primus Truber, der „slowenische Luther“ 1508—1586,
begraben in Derendingen bei Lübingen.

hat (20000 Köpfe). Doch führten sie auf dem dürftigen Karsiboden hinter den Urwäldern verborgen ein derartiges Sonderleben, daß sie bei der ersten Volkszählung Österreichs, die nach Nationalitäten fragte, nicht wußten, welches Volk sie seien. Slowenen waren sie nicht, das wußten sie. Deutsche? das lag außerhalb ihres Gesichtskreises. So bekamten sie sich frischweg zur „Gottschewerischen Nation“. Heute sind sie gut deutsch und streng katholisch.

Die gesamte Kultur des Landes in ihrer Tiefe und Breite war bis in die jüngste Vergangenheit deutsch. Erst 1550 wurde die slowenische Schriftsprache geschaffen, und zwar in — Rothenburg ob der Tauber! Schließ aber nach kurzer

Jugendblüte einen zweihundertjährigen Dornröschenschlaf. Wenn sich heute der Slowene dem Serben gegenüber stolz seiner überlegenen Kultur rühmt, so bekommt er von diesem die vorwurfsvolle oder höhrende Antwort: Ihr Slowenen seid auch halbe Deutsche! Tatsächlich gehört der Slowene trotz aller panslawistischen Rundgebungen zum abendländisch-germanischen Kulturkreis und empfindet es als schmachvolle Degradation, daß seinem Volke durch die Gründung des



Erster slowenischer Katechismus Trubers in Fraktur gedruckt bei Morhart-Tübingen 1550.

jugoslawischen Staates das Schicksal der Balkanisierung unausbleiblich ist. Dies alles hindert die slowenische Intelligenz und Halbintelligenz nicht, alles Deutsche in ihrem Lande gehässiger als irgendein Slawenstamm zu bekämpfen, während ihre Jugend an deutschen Hochschulen studiert und die „Gebildeten“ ihre Hochzeits- und Vergnügungsreisen nach Wien und Graz machen, um deutsche Kunst und Wissenschaft in vollen Zügen zu genießen, sie aber unter den Deutschen ihres Landes mit allen Mitteln zu bekämpfen.

Der Gegensatz der Völker ist alt. Er liegt tief im Volkscharakter begründet.

Der Gegensatz tritt schon in der Berufung der Bayern und der Art ihres Rommens zutage. Das Landtagsprotokoll von 1634, das im Steiermärkischen Landesarchiv aufbewahrt wird, berichtet: „Die Bauern in Untersteiermark reden windisch und auch sonst ist zwischen Deutschen und Windischen eine gleichsamer angeborene Antipathia und Widersinnigkeit erzeiget“. Trotzdem war bis vor einem halben Jahrhundert das Zusammenleben der Völker erträglich. Der Deutsche war Herr und Kulturträger. Er lehrte, herrschte und gab. Der Slawe diente und lernte willig, gelehrig, geschickt. Das im Nationalitätenkampf geprägte Wort von der „Bedientennation“ entbehrte nicht der Berechtigung — sonst würde es nicht noch heutigen Tages von den Slowenen in ihren Parteistreitigkeiten gegeneinander gebraucht werden. Der größte slowenische Dichter, ein Lyriker, nicht ohne Blut und Tiefe, Franz Prescheren, sagt in einem seiner deutschen Sonette:

„Deutsch sprechen in der Regel hier zu Lande
Die Herrinnen und Herren, die befehlen.
Slowenisch nur die von dem Dienerstande.“

Der Deutsche aber war seines Herrentums stolz bewußt. Er hat sein Herrenrecht geübt. Gewiß ging's manchmal nicht ohne Härte ab. Aber er wußte auch von Herrenpflichten, er kannte seine Verantwortung und Aufgabe. Ihm verdankt das Land seine Kultur, die wirtschaftliche Erschließung, die Angliederung an Mittel- und Westeuropa in jeder Beziehung. Ihm ist zu danken der Schutz vor den Türken nicht minder wie die Förderung und Verbreitung der slowenischen Schriftsprache, die Anfänge der slowenischen Literatur und ihres Schul- und Bildungswesens. Keine Epoche der slowenischen Geschichte zeigt dies deutlicher als die Reformationszeit.

Die Reformationszeit ist die erste Blütezeit des slowenischen Volkes (abgesehen von ihrem mythologischen goldenen Zeitalter), zugleich die einzige Epoche neben der jüngsten Gegenwart, da das Land an einer weltgeschichtlichen Bewegung selbsttätigen Anteil nahm.

Die Reformation wurde auch hier zu einer religiösen Volksbewegung. Ins slowenische Land hatte sie der deutsche Adel getragen. Sie war nicht eine Sache landesherrlicher Obrigkeit — vielmehr im Widerspruch und Kampf mit den Habsburgern; auch nicht Sache der Geistlichkeit, noch auch eines selbstbewußten Bürgertums — dies war zwar treu evangelisch, aber schwach an Zahl und Macht —, sondern eben des deutschen Adels. Selten hat der Deutsche so uneigennützig für ein anderes Volk und seine Hebung und Erziehung gesorgt wie damals und hier. Keine Machterweiterung, kein materieller Gewinn, kein Fürstendank, keine irdische Ehre, nicht einmal Volksbeliebtheit war zu erwarten. Unter größeren Schwierigkeiten als irgendwo in den Alpenländern, unter bedeutenden Geldopfern ward dem Evangelium der Weg ins Volk bereitet. Und was trug es ihnen ein? Die Landesverweisung! Was evangelisch bleiben wollte bis hinauf zum höchsten Adel mußte die Heimat verlassen.

Als Primus Eruber, der „slowenische Luther“, der Reformator seines Volkes, im Jahre 1548 aus seiner Heimat flüchten mußte und in Nürnberg und Rothenburg o. T., später in Württemberg seine Zuflucht fand, begann er für

sein Volk zu schreiben und Katechismus, Bibelteile, Gesangbuch, Postillen zu übersetzen. Bis dahin war noch kein slowenisches Wort schriftlich fixiert worden, er mußte sich erst die Schriftsprache bilden. Der Bücherdruck wurde von den Deutschen

K
A
T
E
C
H
I
S
M
U
S

K
A
T
E
C
H
I
S
M
U
S

MITH LIPIT KOPERZIT, PHIX JOT PVA,
 MIA PIVBEPERX X NIXMEX PTHXZX X TIBOIX
 ZAMIX PNBHMO KIBOMAXHEDVA PVJVA,
 QVBNHMOZM XOMMHNHUPVAM, THIR MDMHOBZ
 X NIXPMBEDMO THOMX. X JMLPH NIVBEXZNI,
 AM KESPIBOMX X PDMXNHI NITHMO KITH
 BOMAXHEDVA PVJVA, KEXOMX BOMXPHPHI
 KIBOMAXHEPHI, QPMLIXX MBIXS/ DABOMIX
 MIA, THOM PTH NMOX
 XOMXAMHUPHI.

Der Catechismus / mit kurtzen auß-
 legungen / Symbolum Achanasij, vmd
 ein Predig von der krafft vnd würcf-
 ung des rechten Christlichen Glau-
 bens / in der Crobatischen
 Sprach.

PDMHMPHEHI PDMXEPZAX.

ZAMXSHVA P KEXZBOMMOXM BEXBOMMX.

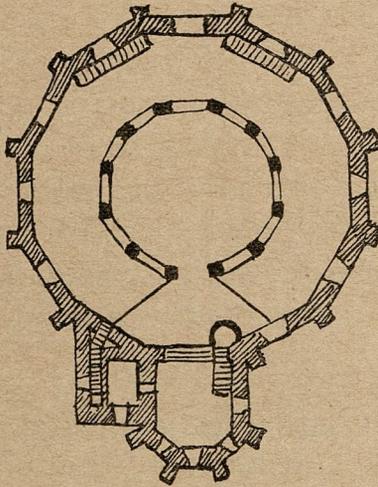
. P . K . M . M .

Titelblatt des kroatischen Katechismus der von Stephan Konsul und Anton Dalmator nach dem slowenischen Katechismus Trubers (einer Übersetzung des Lutherischen) übertragen und in glagolitischen Lettern in der Druckerei Ungnads von Sonnegg in Urach 1561 gedruckt wurde.

gefördert und finanziert. Die deutschen Reichsstädte in erster Linie, die protestantischen Fürsten, die Adelligen Steiermarks und Krains spendeten die Tausende von Gulden und Dukaten, die der Bücherdruck kostete und die dem slowenischen Volke zur ersten Blütezeit seiner Literatur verhalfen. Der Exulant Hans Ungnad von

Sonnegg errichtete auf seinem Hof bei Urach die Druckerei für den slawischen Bücherdruck und stellte sein ganzes Vermögen dafür bereit. Der schwäbische Humanist Nicodemus Frischlin richtete die erste höhere Schule in Laibach ein, an der slowenisch, deutsch und lateinisch unterrichtet ward. Zahlreiche niedere Schulen entstanden im Land im Anschluß an die sich bildenden Gemeinden.

Es ist nicht Schuld der Deutschen, daß mit dem Protestantismus diese Literatur ein Opfer der jesuitischen Gegenreformation von 1600 ff. wurde und das slowenische Volk der erneuten Anbildung und klerikalen Knebelung verfiel bis zum heutigen Tage. Der deutsche Adel selbst wanderte „ins Elend“, soweit er nicht — zum geringeren Teile — für den katholischen Glauben „optierte“ (wie man heute

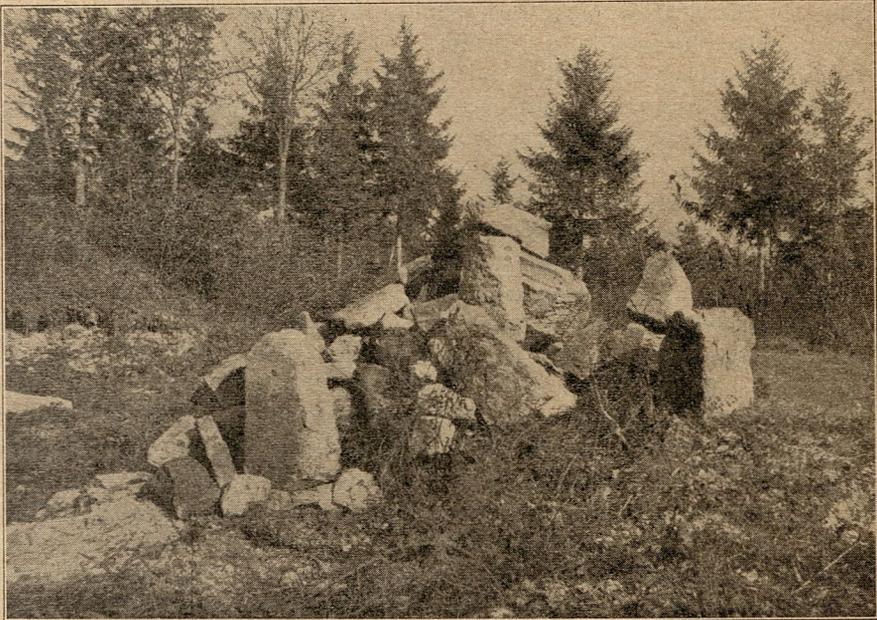


Grundriß und Aufriß der ev. Kirche zu Scharzenau bei Gills, errichtet von der evangel. Landschaft 1582—1588 nach Plänen italienischer Baumeister (Rundbau). Zerstört 1600 durch Bischof Martin Brenner, den „Regerhammer“.

sagen müßte). Für das slowenische Volk blieb die Reformation — um ein Wort Anastasius Grüns, des krainen Grafen Auersperg, zu gebrauchen — nur ein Meteor, der in dunkler Nacht aufblitzend den ganzen Himmel für kurze Zeit erhellt, um nur desto dunklere Nacht zu hinterlassen. Erst zwei Jahrhunderte später regte sich wieder eine slowenische Literatur. Die Gegenreformation aber hat ihr Werk so gründlich getan, daß der Abscheu vor den „Rekern“ dem Bauer in Fleisch und Blut übergegangen ist und er den Protestanten nicht als Christen gelten lassen will. — Am schwersten von den Zurückbleibenden war das Deutschtum getroffen: dieser Verlust der charaktervollsten Männer und Frauen blieb unerfesslich.

Man könnte die Frage aufwerfen — und sie wird zuweilen von solchen aufgeworfen, die die heutige Lage nicht kennen —: sind nicht die heutigen Protestanten in Slowenien berufen, die große Tradition ihrer protestantischen Vorfahren in diesem Lande aufzunehmen und fortzuführen? Nämlich, dem Evangelium Ein-

gang ins Herz des slowenischen Volkes zu verschaffen. Aber diese Frage ist mit einem „Nein“ zu beantworten. Dieses Nein ist von der harten gegenwärtigen Wirklichkeit diktiert. Zunächst: es ist aussichtslos gegen den mächtigen Klerikalismus, der das ganze Volksleben durchdrungen und fest in der Hand hat, Sturm zu laufen. Sodann: es ist nicht einmal die religiöse Aufnahmbereitschaft im slowenischen Volke vorhanden. Das beweist die hingebungsvolle 25jährige Arbeit des tschechischen freireformierten Predigers Chráska in Krain, der bis vor kurzem durch Predigten, Versammlungen, Übersetzungen, Flugblätter u. dgl. unter den Slowenen missionierte und so gut wie keinen Erfolg aufzuweisen hatte. —



Letzte Reste der evangelischen Kirche von Scharfenu.

Ferner: der Protestantismus wird nicht, wie in der Reformationszeit, von einer Bevölkerungsschicht getragen, die gleich dem Adel der Feudalzeit eine starke natürliche Autorität besitzt, sondern vor allem im vergangenen Jahrhundert war der Protestantismus die Religion einer einigermaßen land- und volksfremden Minderheit. Und endlich und vor allem: der nationale Gegensatz schafft eine unüberbrückbare Kluft. Das Luthertum bleibt der deutsche Glaube. Das zu nationalem Selbstgefühl erwachte slowenische Volk ist einer so intensiven Beeinflussung, wie sie eben ein konfessioneller Wechsel darstellen würde, geradezu feindlich gesinnt. Es will seinen eigenen Weg gehen und der führt nicht nach Wittenberg und Weimar. Einzelne Ausnahmen, die genannt werden könnten, sind nicht stichhaltige Gegengründe.

Nur noch ein Wort über die Deutschen in Slowenien! 1910 machten sie mit 100 674 Köpfen nicht ganz 10 Prozent der Bevölkerung aus. Aber ihre Bedeu-

tung für das kulturelle, wirtschaftliche und politische Leben ging weit über ihr zahlenmäßiges Verhältnis hinaus. Das wirtschaftliche Leben war in den Städten und meisten Märkten Untersteiermarks in deutschen Händen, in Krain größtenteils. Und man beutete nicht das Land aus, sondern verwendete den Gewinn zu neuen Investitionen im Lande selbst. Ein Netz von deutschen Schulvereins-Schulen überzog das Land, sie waren aus Privatmitteln errichtet, aber der kluge Slowene schickte seine Kinder hinein, damit sie die deutsche Weltsprache lernten (denn slowenisch verstand man nur von Marburg bis hinter Laibach) und er sah darin eher ein Mittel zu gegenseitiger Verständigung und Versöhnung, als der Feindseligkeit.

Zur Charakteristik der Deutschen selbst in ihrer glücklichen Zeit sei eine Stelle aus den Lebenserinnerungen des Seniors Fritz May, der 25 Jahre unter ihnen wirkte, wiedergegeben; er schildert, wie er sie 1899 fand. „Die Cillier waren damals ein im Kampfe trotzig gewordenes Geschlecht. Meist überragend an Körpergröße, die Kaufleute in der ganzen Monarchie als hervorragende und zuverlässige Geschäftsleute bekannt. Ihre Weinberge waren die Sammelpunkte fröhlicher Geselligkeit. Neben diesen, wie es schien, allezeit Glücklichen erhob sich unerschrocken vordringend eine Schar gebildeter Akademiker und froher Ästhetiker, die, begeistert für alles Edle, auch für ein ernstes deutsches Christentum schwärmten.“ Seit mehr als einem halben Jahrhundert war dieses Deutschtum durch und durch politisiert, es stand ununterbrochen im Kampf um die nationale Selbsterhaltung. Verteidigung war's, nicht Angriff. Und doch war auch hier das Bedürfnis nach Ruhe und Frieden stark, aber es gab keine Neutralität. So blieb es den Deutschen versagt, je zu einer vollen harmonischen Lebensgestaltung zu kommen, weil ihnen überall der politische Tageskampf den stillen Frieden, die ruhevolle Beschaulichkeit raubte, Spannung und Schärfe in alle menschlichen Beziehungen, in Arbeit, Beruf, Freundschaft und Familie hineintrug. Und dabei läßt gerade diese Untersteiermark mit ihrer paradiesischen Schönheit, ihrem zauberhaften Wechsel von Hochgebirge, Urwäldern, Weinbergen, südlichen Hängen, darüber sich ein tiefdunkelblauer Himmel wölbt, wie kaum ein andres Stück Erde zu sorglosem Genießen ein. Und das deutsche Volk dieses Landes trägt die Süßigkeit seines südlichen Himmels, die Sehnsüchtigkeit und Phantastik seiner Landschaft im eigenen Blute; es hat in jahrhundertelanger Grenzwehr gegen den Balkan und damit gegen den nahen Orient manches von dessen glutvoller Leidenschaft in die eigene Seele einströmen lassen, nicht umsonst ist es Nachbar des Italieners und weiß, was um den Rausch der Schönheit ist. Dabei ist es noch immer ein Stamm von ungebrochener Freude an starkem Lebensgenuß, von urwüchsiger Freude an starkem Essen, an Trunk und Kampf. Und dabei ein Hang zur Träumerei, zum Ungeöhnlichen, Sonderlichen. Der Kampf und die brutale Wirklichkeit hat sie hart gemacht, hat manchem Charakter einen Riß und Bruch für immer mitgegeben. Viele sind von einer tiefen Zwiespältigkeit ihres Wesens, das sich in Mißtrauen gegen sich selbst, in selbstquälerischer Ironie und äzender Schärfe verzehrt. Nicht umsonst sind sie die Beweglichsten unter den Alpenlandsdeutschen. — Die Romane von Rudolf Hans Bartsch haben dies Land und seine Leute der deutschen Leserschaft bekanntgemacht. Den Zauber der Landschaft vermag er zu schildern wie kein anderer. Aber das „Deutsche Leid“ dieses Landes möchte man von

einem tieferen und männlicheren Geiste dargestellt haben. Er zeigt ein Volk im seligen Genießen des Augenblicks und doch überschattet von Melancholie, umdroht von feindlichem Schicksal. Aber die eigentliche Kraft dieser Männer und Frauen, ihre tiefe Sorge und leidenschaftliche Liebe zu Volkstum und Heimat, ihre Freudigkeit zu Opfer und Hingabe ohne Bedenken und die Tragik ihres Schicksals vermag er nicht zu gestalten. — Es ist kein glückliches, kein erfolgreiches Leben und Schaffen, das die Deutschen dort führen, aber es ist Leben, ein heißes, volles, verzehrendes Leben.

Dies Land müßte jedem Deutschen teuer sein durch Wolfram von Eschenbachs Parzival, der seine Helden von Zilje (Cilli) über Rohatsch (Rohitsch) an die Drau ziehen läßt und dem bei der Schilderung des Berges Monsalvatich der schöngeformte imposante Wotschberg (980 m) vorgeschwebt haben mag, wie man aus den angeführten Ortsnamen und der Beschreibung des Weges und der Gegend schließen kann. Fausts Gretchen wiederum soll vom Teufel nach dem Schloß Schöneegg bei Heilenstein im Samntal entführt worden sein — so erzählt man heute noch. Doch lassen wir die Sage! Was dieses knappe Hunderttausend Deutscher kulturell bedeutete, welch reges geistiges Leben unter ihnen blühte, wie vor allem die Musik die eifrigste Pflege unter ihnen fand, mögen einige Namen zeigen. Die Philharmonische Gesellschaft in Laibach wurde 1701 gegründet und ist die älteste musikalische Gesellschaft des europäischen Kontinents. Unter anderm schenkte ihr Beethoven die Handschrift seiner VI. Symphonie. — Anastasius Grün, der ritterliche Graf Auersperg, ist Krainer, desgleichen der bekannte Romanschriftsteller Friedrich von Gagern. Südsteiermark ist die Heimat Tegethoffs, des Seehelden von Lissa, Hugo Wolfs, des genialen musikalischen Lyrikers, Joseph Marx', des großen modernen Tondichters; der bekannte Ottokar Kernstock ist in Marburg geboren, dichterisch viel bedeutender ist der tief sinnige Mysteriendichter Max Mell aus Marburg und Ernst Goll aus Windisch-Graz, ein Lyriker von bestrickender Süße und ergreifender Menschlichkeit, der ganz jung an der Zwiespältigkeit seines Wesens zugrunde ging (Gedichte „Im bitterm Menschenland“, Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin).

Und dies Land ist heute losgerissen vom deutschen Mutterland, während das benachbarte Österreich der Vereinigung mit dem Deutschen Reiche entgegenharrt; sein Deutschtum ist wehrlos preisgegeben. „Es wird das deutsche Leid über die verlorene Südsteiermark mit all den dort noch wohnenden deutschen Brüdern, solange es bei der Trennung bleibt, nie völlig verwunden werden.“ Es mag so sein. Aber wo man nicht dauernd vor Augen hat, was man verlor, verwischen und mildern neue Eindrücke die schmerzliche Erinnerung. Wie aber mag es denen zumute sein, die drunten ausharren und ausharren müssen, aus Pflichttreue, aus Heimatsliebe, aus andern Lebensnotwendigkeiten! Die sich Stück um Stück rauben lassen mußten und noch nehmen lassen müssen von dem, was ihr Stolz, ihre Freude, ihr Lebensinhalt war und nun Tag um Tag vor Augen sehen, was einst ihr eigen gewesen ist, heute aber von triumphierenden Gegnern schamlos benützt wird. Sie sehen ihre Volksgemeinschaft unaufhaltsam zusammenschmelzen und wissen keine Rettung.

Ein paar dürre Daten statt allgemeiner Phrasen: die Volkszählung von 1910 wies 100674 Deutsche auf, die von 1920 nur mehr 39631. Wohin sind die

60000 gekommen? Ausgewiesen, ausgewandert, hinausgeekelt, vertriebene Op-
tanten (denen nur ein Jahr Frist gewährt war). Einige Tausend sind auch hier
wie überall, die ihre Nationalität von Opportunitätsgründen bestimmen lassen.
Einige, die in wirtschaftlicher Abhängigkeit stehen und ihre Nationalität aus
Gründen der Brotfrage verleugnen müssen. Von 1920—26 sind auch noch manche
Tausende ausgewandert.

Das kulturelle Leben der Deutschen ist so gut wie lahmgelegt. Denn 1. hat
man ihnen alle Mittel dazu genommen und 2. wird ihnen eine kulturelle Betäti-
gung verwehrt. Das einst so blühende Schulwesen ist zerstört. Das ausgedehnte,
reichtentwickelte Vereinsleben ist vernichtet. Nicht nur alle Ortsgruppen des
Schulvereines, der „Südmark“, der Turnvereine, des Deutschen und Osterreichi-
schen Alpenvereins wurden aufgelöst und ihr Vermögen beschlagnahmt mit der
Begründung: diese Vereine stünden mit dem feindlichen Ausland in Verbindung
(das war natürlich der Fall, aber zu einer Zeit, da Jugoslawien noch gar nicht
bestand!), sondern auch zahlreiche Vereine, für die diese Begründung einer Auf-
lösung nicht angewendet werden konnte. 3. V. rein humanitäre, durchaus un-
politische Vereine, wie die Feuerwehren, die wegen der deutschen Kommando-
sprache aufgelöst wurden, da sie „mit den Interessen des Staates im Widerspruch“
standen. Ja sogar der nicht einmal humanitär zu nennende Vogelschutzverein in
Gotttschee wurde aufgelöst, der doch gewiß keine politischen Absichten verfolgte,
etwa die Späßen deutsch von den Dächern pfeifen zu lassen. Doch um von Kleinere-
m zu schweigen — es wurden ohne Rechtsanspruch geraubt: Das Vermögen
des deutschen Theater- und Kasinovereins (Theatergebäude) in Marburg; das
deutsche Studentenheim in Marburg; das deutsche Mädchenheim in Marburg;
das deutsche Studentenheim in Gotttschee; das deutsche Kasino in Laibach; das
große Gebäude, die Instrumente und Notenschätze der Philharmonischen Gesell-
schaft in Laibach.

Endlich kam am 5. Januar 1925 das „Deutsche Haus“ in Cilli an die Reihe,
das aus Spenden des Gesamtdeutschtums errichtet worden war. Franz von De-
fregger und Richard Strauß hatten je ein Album mit Originalbeiträgen deutscher
Künstler zugunsten des Cillier Deutschen Hauses in den 90er Jahren erscheinen
lassen. Heute feiern die Slowenen darin ihre Feste. Die versuchte Intervention
beim Völkerbund mußte unterbleiben, da der Außenminister drohte, in diesem
Falle an den Schwaben in der Woivodina Repressalien zu ergreifen.

Diese Liste kann beliebig verlängert werden.

Regelmäßig wiederkehrende Überfälle auf ganz harmlose Konzerte, Lieder-
tafeln und Tanzunterhaltungen, die mit schweren Verletzungen endeten, führten
zur gänzlichen Einstellung aller deutschen kulturellen Veranstaltungen. Denn ent-
weder sieht sich die Behörde unter dem Drucke nationalistischer Organisationen
(„Orjuna“, ähnlich den Faschisten) gezwungen, solche deutschen Veranstaltungen
wegen „Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit“ zu verbieten, oder
aber die Deutschen wollen selbst nicht wegen eines Tanzes oder Konzertes ihr
Leben riskieren.

Im politischen Leben spielen die Deutschen nur mehr eine kleine Rolle. In
den ersten Jahren hatten sie nicht einmal das Wahlrecht, weder zum Parlament,
noch zu den Gemeindevertretungen. 1922 konnten sie einen Vertreter in die

Stupitschina entsenden, den Protestanten Franz Schauer, der kurze Zeit später überfallen wurde und einen lebensgefährlichen Bruch der Schädelbasis erlitt. 1925 war es unter dem furchtbaren Terror und infolge der weiteren Abwanderung nicht mehr möglich, den für einen Abgeordneten erforderlichen Wahlquotienten zu erreichen. In verschiedenen Ortsvertretungen, z. B. Mährenberg, haben



Deutsches Haus in Cilli erbaut 1906.

heute die Deutschen die Mehrheit. — Sehr schlimm ist es, daß infolge der schweren Wirtschaftskrise und der allgemeinen Benachteiligung, die die Deutschen immer wieder erfahren, schon ein hoher Prozentsatz deutscher Kaufleute Konkurs ansagen mußte. Damit ist nicht nur der Geschäftsinhaber, sondern ebenso seine deutschen Angestellten, die in slowenischen Unternehmungen selten unterkommen, und damit zugleich die ganze deutsche Volksgemeinschaft moralisch und wirtschaftlich arg getroffen.

Die Zeit der großen dramatischen Ereignisse ist vorbei, die Zeit der gewalt-

samen, blutigen Verfolgungen, der willkürlichen Verhaftungen und Geißelverschleppungen, der straflosen Vernichtung deutschen Privateigentums, der wöchentlichen Auswandererzüge, der Kärntner Abwehrkämpfe, der für Österreich siegreichen Volksabstimmung (10. Oktober 1920), derzufolge die Jugoslawen Südkärnten herausgeben mußten, die aber für die Deutschen Sloweniens nur eine neue Flut von Verfolgungen und Ausschreitungen nach sich zog. Aber heute ist die Gefahr eine schlimmere: die allmähliche Zermürbung, Aufsaugung, das jetzt noch langsame, aber vielleicht bald immer schnellere Verschwinden des Deutschtums auf diesem Außenposten.

Diese Gefahr kennt niemand besser als die Volksgenossen in Slowenien selbst. Aber sie halten in Stolz und Treue ihren Posten, solange sie es können. Im Sommer 1922 nahm ein Schwede, der von Erzbischof Söderblom zur südosteuropäischen Tagung des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen entsandt war, an einer Liedertafel des Cillier Männergesangsvereins teil. Man schilderte ihm die Lage. Er sah die drohende Haltung der Bevölkerung, das ungewöhnliche Aufgebot von Polizei, die harmlose Unterhaltung und sagte schließlich: „Ihr Deutschen hier kommt mir vor wie die Hellenen auf dem Rückzug aus Kleinasien in Xenophons Anabasis. Ein neuer schwedischer Dichter hat dies in einem großen Gedicht geschildert: Das Heer ist geschlagen. Sie kämpfen weiter. Fast aussichtslos ist der Kampf, er geht ums nackte Leben. So schlagen sie sich durch. Täglich sind sie weniger. Aber wenn sie abends das Lager aufschlagen und, gewappnet gegen Feind und Tod, beisammen sind, dann freuen sie sich, daß sie Hellenen und nicht Barbaren sind. So seid ihr!“ — Ja, sie freuen sich trotz allem, daß sie „Hellenen und nicht Barbaren“ sind. —

Gibt es keine Möglichkeit, dem Deutschtum Sloweniens freien Atemraum und damit den Weiterbestand zu sichern? Die slowenischen Zeitungen, Politiker und Faschisten sowie die jugoslawische Staatsregierung weisen immer wieder auf die slowenische Minderheit in Österreich (Kärnten) hin und behaupten: diese sei völlig entrechtet, politisch geknebelt, kulturell vergewaltigt; was den Deutschen in Slowenien widerfahre, sei nur gerechtfertigte Repressalie. Diese Anschuldigungen lassen sich durch keine greifbaren Angaben stützen, vielmehr gibt die Statistik ein völlig anderes Bild. Jugoslawien sucht eben nach einem Vorwande, auf irgendeine Weise die Kärntner Slowenen zu „befreien“, d. h. Südkärnten, das sich durch freie Volksabstimmung unter jugoslawischer Herrschaft (!) für Österreich entschieden hat, zurückzuerobern. Vor allem wird für den Fall des österreichischen Anschlusses ans Deutsche Reich eine „Grenzregulierung bis Klagenfurt und Graz“ gefordert. Die Leidenden sind aber auch hier die Deutschen Sloweniens. Kürzlich erst zieh sie der Unterrichtsminister Stefan Raditsch der Illoyalität und machte sie, die Deutschen Sloweniens, für die Unterdrückung der Kärntner Slowenen verantwortlich. Nun wandte sich im Januar 1926 diese deutsche Minderheit an die Kärntner Landesregierung und den österreichischen Staat: Österreich möge den Kärntner Slowenen „die uneingeschränkte Möglichkeit der national-kulturellen Selbstbestimmung und Selbstverwaltung, die volle Schul- und Kulturautonomie gewähren“. Diese ungewöhnliche Forderung findet in Österreich volles Verständnis und Österreich hat bereits seit längerer Zeit bewiesen, daß es, dem Beispiele Estlands folgend, bereit ist, die Minderheitenfrage

im eigenen Lande in großzügiger und gerechter Weise zu lösen. Freilich knüpft sich daran die Erwartung und die zwischenstaatlichen Verhandlungen müssen die Bürgerschaft dafür schaffen, daß nun SHS in reziproker Weise den Deutschen in Slowenien gewährt, was Österreich seinen Slowenen in Kärnten gibt. Seit Jahren streben die deutschen Führer Sloweniens für ihr Volkstum die Kulturautonomie an. Sie allein kann den Fortbestand dieser schwerbedrängten Minderheit und damit auch die Zukunft der deutschen evangelischen Gemeinden in Slowenien sicherstellen.

* * *

Was bedeutet nun innerhalb dieses bedeutsamen Splitters deutschen Volkstums die geringe Schar deutscher Protestanten? Wie hat sich ihre Lage seit dem Umsturz gestaltet? Wie sind ihre Zukunftsaussichten?

Ihre kurze Geschichte von 70 Jahren zeigt drei Entwicklungsstufen:

1. Im 19. Jahrhundert waren es Elitegemeinden, die noch des tieferen Zusammenhanges mit dem ganzen deutschen Volksleben entbehrten: Adlige, Militär, eingewanderte Bürger, verhältnismäßig sehr viel Ausländer.

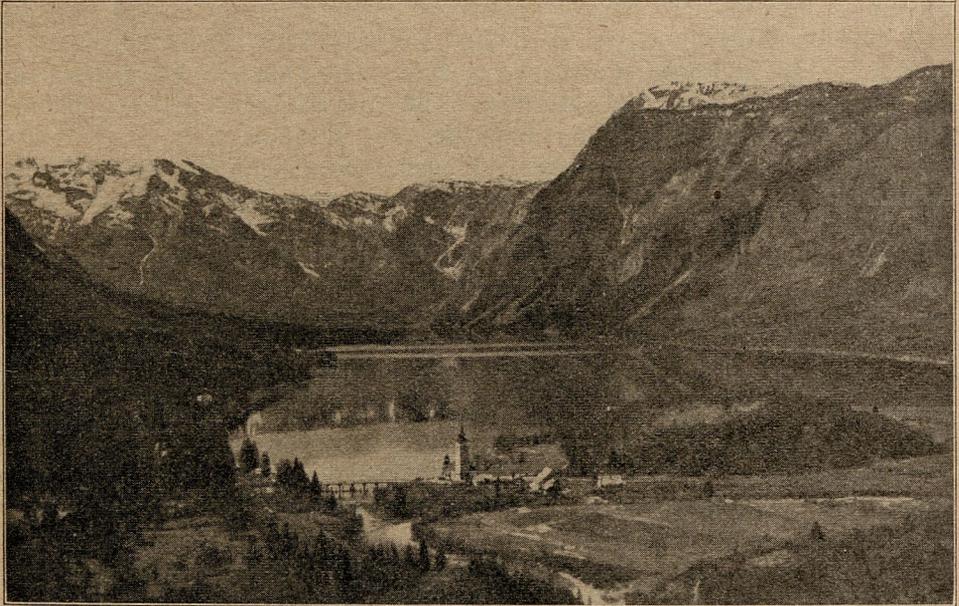
2. Um die Jahrhundertwende griff die Los-von-Rom-Bewegung tief ins Volksleben ein. Die mit ihr zusammengehenden nationalen und politischen Kämpfe wühlten alle Leidenschaften auf. Es sah nach einer „neuen Reformation“ aus. Aber sie ergriff doch nicht das Volk in der Tiefe und Breite. Die in jeder Beziehung leichter bewegliche geistige Oberschicht wandte sich vielfach dem evangelischen Glauben zu, viel weniger die alteingesessenen Geschlechter des Bürgerstandes und Landvolkes.

3. Das zeigt die dritte Entwicklungsstufe, der Umsturz. Die leichtbewegliche Oberschicht der Intelligenz- und freien Berufe, Beamte, Lehrer usw. wurde hinweggefegt. Die Gemeinden verloren 50—60 Prozent ihres Bestandes, ja noch mehr. Heute bestehen sie meist aus Geschäftsleuten und ihren Angestellten, Arbeitern, wenig Intelligenz — wie überhaupt die deutsche Intelligenz gegen früher sehr schwach geworden ist und in Zukunft noch weniger Lebensmöglichkeiten im Lande haben wird. Staatsstellungen sind dem Deutschen so gut wie verschlossen, deutsche Ärzte, Rechtsanwälte u. dgl. werden systematisch boykottiert, Techniker und ähnliche haben nur vorübergehende Beschäftigung oder können nur in deutschen Unternehmungen feste Stellen bekommen, diese aber sind versorgt. Darunter leiden gerade die evangelischen Gemeinden sehr. — Aber noch immer, ja heute mehr als früher, gehören die führenden Köpfe und stärksten Stützen des Volkstums dem Protestantismus an. Zugleich ist eine kulturelle Betätigung bei der allgemeinen Drosselung der Vereine fast nur mehr innerhalb der evangelischen Gemeinden oder in Anlehnung an sie möglich. So kommt ihnen eine zu ihrer Seelenzahl unverhältnismäßig große Bedeutung zu.

Es wäre aber irreführend, die evangelischen Gemeinden nach ihrer nationalen Bedeutung würdigen zu wollen. So wollen sie selbst nicht gewertet sein. Jede nur irgendwie nach politischer Betätigung aussehende Haltung zöge die schlimmsten Folgen für sie nach sich. Aber zwischen charaktervollem Volksbewußtsein und politischer Betätigung ist ein Unterschied. Gerade Orte, deren Pfarrer sich einst in der Vorkriegszeit im nationalen Kampfe exponiert hatten, haben bis heute unter Argwohn und Verdächtigung ihrer harmlosesten Lebensäußerungen und

Regungen zu leiden. Das sind Dinge, die man bei der allgemeinen Abhängigkeit nicht auf die leichte Achsel nehmen darf.

Aber das Schwergewicht der evangelischen Gemeinden liegt im Religiösen. Und da ist Erfreuliches zu berichten. Die Gemeinden sehen nicht nur in der Pflege des religiösen Lebens ihre selbstverständliche Aufgabe, sondern unter dem Druck und Kreuz ist wirklich das religiöse Leben erstarkt, das religiöse Verlangen heißer und lebendiger, das Gemeindeleben inniger, das religiöse und evangelisch-kirchliche Bewußtsein vertieft. — Diese Erstarkung des religiös-kirchlichen Lebens gibt den so klein gewordenen Gemeinden noch die Daseinsberechtigung. Sonst wäre wahrlich die zuweilen gestellte Frage am Platze: hat es noch einen Sinn für diese

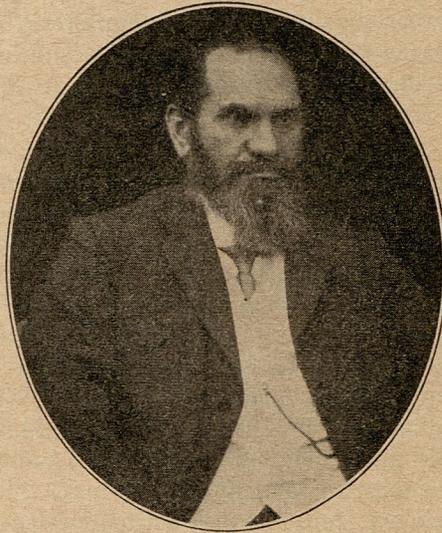


Wocheiner See am Fuße des Triglaw einst deutsche Sprachinsel.

wenigen Protestanten umständliche Gemeindegewesen mit Pfarrämtern und allem Drum und Dran zu erhalten? Sollte man nicht die Pfarrämter zusammenlegen?

Der Umsturz hat Wunden geschlagen, die noch nicht verheilt sind und wohl nie ganz verheilen können. Als 1918 der Rückzug von der italienischen Front in wilder Auflösung gerade über Krain und Südsteiermark ging und das Land, das bis dahin zwar Kriegsgebiet, aber nicht Kampfzone gewesen war, plötzlich zum Kampffeld der beim Rückzug zusammenstoßenden verschiedenationalen Regimenter wurde, als die Ausweisungen einsetzten und jeder Deutsche sich in seinem Hause, in seiner Existenz bedroht fühlte, da sahen sich auch die evangelischen Gemeinden in die schlimmste Verwirrung gestürzt. Sie waren von der österreichischen Mutterkirche losgerissen, waren selbst ohne Organisation, und bei den weiten Entfernungen und der Verkehrsunsicherheit, Zensur und polizeilicher Überwachung fast ohne Verbindung miteinander. Wilde Gerüchte verstörten die ruhigsten Gemüter.

— Der achtzigjährige hochverdienter Kurator von Laibach, Rütting, der ein halbes Jahrhundert an verantwortlicher Stelle in seiner geliebten Gemeinde gestanden war, kam nach Cilli und suchte Hilfe; er sah die Laibacher Gemeinde als fast vernichtet an und glaubte, sie könne nur bestehen, wenn sie sich in ein Vikariat von Cilli umwandle. Im Januar 1919 wurde Pfarrer D. Mahner in Folge einer Grabrede, die die neuen Verhältnisse nicht in Rechnung stellte, für 11 Tage in Untersuchungshaft genommen, und als später in derselben Sache gegen ihn die gerichtliche Verhandlung angesetzt wurde, floh er vor der drohenden Verurteilung nach Osterreich. Die Gemeinde Marburg und ihre Stationen blieben der Obhut eines jungen, noch ungeprüften Kandidaten überlassen, dem nun bis zum August 1920 unter unendlich erschwerten Verhältnissen die Last der Arbeit und Verant-



Senior und Pfarrer a. D. Fritz May-Cilli.

wortung, die früher 3—4 Geistliche getragen hatten, aufgebürdet war. Das Schicksal wollte es, daß ab 1919 in keiner der Gemeinden noch ein Geistlicher aus der Vorkriegszeit vorhanden war, der mit der Entwicklung der Dinge, mit den örtlichen Verhältnissen und Bedürfnissen und der ganzen schwierigen Lage vertraut gewesen wäre, mit Ausnahme des durch sein schweres Leiden (multiple Sklerose) an den Beinen gelähmten Pfarrers Fritz May in Cilli. Dieser nahm, obwohl er sich zu allen Amtshandlungen — selbst auf die Kanzel — tragen lassen mußte und an seinen Krankenstuhl gefesselt war, mit Entschlossenheit und Zielbewußtsein die Organisation der mutterlosen, ganz auf sich gestellten Gemeinden in die Hand. Die Regierung hatte den Verkehr mit der österreichischen evangelischen Kirche untersagt, der Briefverkehr mit dem Auslande wurde völlig eingestellt, selbst der Zugverkehr mit dem Auslande war für Monate gänzlich unterbrochen. So suchte man Fühlung mit den großen protestantischen Gemeinden im Osten, die einst zur ungarländischen Kirche gehört hatten, und mit den bosnischen Kolonien; — aber von dort war keine Förderung zu erwarten, auch dort war die Hilf- und Ratlosigkeit groß.

Nur wer alles selbst miterlebt hat, kann die Schwierigkeiten und Gefahren ermessen, unter denen diese mühselige Arbeit vor sich ging: dauernd von Ausweisung oder Verschleppung ins Gefängnis bedroht, jeder Schritt beargwöhnt und aufs schärfste überwacht, jede Predigt, jede Grabrede von Spionen belauscht, die einzelnen Gemeinden 60 Kilometer und weiter voneinander entfernt. Dabei konnte man zeitweise nur mit behördlicher Erlaubnis reisen. Dennoch gelang es der uermüdliehen Hingabe der führenden Männer (außer Pfr. May der junge überaus rührige Pfr. Lic. Dr. Schneider-Laibach und die Kuratoren Rütting-Laibach und Dr. Friz Zangger-Cilli) am 29. Juni 1919 das „Seniorat der deutschen evangelischen Gemeinden in Slowenien“ zu gründen. Pfarrer Friz May wurde der erste Senior und trug dies verantwortungsschwere Amt trotz seines zunehmenden Leidens bis 1925. Da legte er, der inzwischen an Beinen, Händen und Zunge gelähmt worden war und nur in mühsamster Anstrengung von seinem Leidenslager aus die Entwicklung verfolgen, beraten und lenken konnte, sein Amt zurück. Der neue Marburger Pfarrer Joh. Baron, ein Schwabe aus der Batschka, wurde sein Nachfolger im Senioramate.

Zusammenfassend kann man sagen: sah auch zunächst alles nach Vernichtung aus, so haben die 7 Jahre unter zielbewußter Führung und treuem Zusammenstehen eine starke Festigung gebracht. Die bösesten Sturmzeiten sind überstanden, die gefährlichsten Klippen sind umschifft, das schwache Fahrzeug hat sich wacker gehalten und hat jetzt — wie man hoffen darf — ruhigeres Wasser vor sich. Und ist auch vieles in den Stürmen über Bord gegangen, so hat man neue Segel aufgesetzt und schaut mit neuem Mut, wenn auch nicht ohne Besorgnis in die Zukunft.

Die Stellung zur evangelischen Landeskirche Jugoslawiens ist durch die geschichtliche und geographische Lage gegeben. Die Mehrzahl der Protestanten sitzt in der Wojwodina (ehem. Südungarn), 20—24 Eisenbahnstunden von Slowenien entfernt. Sie sind schwäbische Kolonisten, Landgemeinden, deren geringe Intelligenz größtenteils magyarisch gesinnt war. Die Gemeinden in Slowenien sind Stadtgemeinden, kulturell weit vorgeschritten und in diesem nationalen Kampfgebiet seit jeher entschieden deutsch gesinnt. Dort ist man von Urvätertagen her evangelisch und von strengem Konfessionalismus (mehr als einmal weigerte sich ein reformierter Vater seine Tochter einem Lutheraner zur Frau zu geben und umgekehrt) — hier in Slowenien sind es meistens Neuübergetretene, so daß der Gegensatz zwischen Lutherisch und Reformiert ganz zurücktritt vor dem Gegensatz zu Rom. Nicht nur infolge der Kampfesstellung in den Los-von-Rom-Gemeinden und aus Opportunismus stehen Reformierte und Lutheraner brüderlich nebeneinander, sondern die ganze religiöse Einstellung ist mehr auf das Gemeinsam-Evangelische als auf das konfessionell Trennende gerichtet. — Unter solchen Umständen konnte sich noch kein einheitliches Kirchenleben und wirklich tragendes Gemeinbewußtsein bilden und den Protestanten Sloweniens blieb ihre Sonderstellung und Entwicklung ungestört. Dazu kommt, daß sich die lutherische Kirche in SHS, der sich die Gemeinden Sloweniens trotz ihres konfessionell gemischten Charakters bisher angeschlossen haben (das reformierte Seniorat in der Wojwodina ist überwiegend magyarisch), bis zum heutigen Tage noch nicht zu organisieren vermocht hat. Die konstituierende Synode trat im April und im Oktober 1926 zu den ersten Verhandlungen zusammen; doch die Sanktionierung

der neuen Kirchenverfassung durch Skuptschina und König steht in weiter Ferne. Aber das bisher größte Ereignis, die Spaltung in einen slowakischen und einen nichtslowakischen „Distrikt“ hat eine gewisse Klarheit geschaffen.

Die Stellung zum Katholizismus ist ruhiger als in den heißen Kampftagen der Los-von-Rom-Bewegung. Verschiedene Gründe spielen mit. Zunächst: die evangelische Kirche kann infolge der neuen Verhältnisse nicht wie einst Mission und Propaganda treiben. Jede Arbeit, die irgendwie als Verquickung mit politischen Motiven gedeutet werden könnte, muß vermieden werden. Was sie tut, geschieht im Verborgenen, so daß sie der Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit zwar nicht entchwunden, aber einigermaßen entzogen ist. Wer dies Feigheit schelten mag, tue es: er sitzt sicher. — Sodann: die römisch-katholische Kirche hat nicht mehr die Oberhand wie im alten Österreich. Durch die innerpolitische Entwicklung sind die Slowenen politisch kaltgestellt, die Serben geben den Ton an; ja, die Slowenen, vertreten durch die klerikale „slowenische Volkspartei“ haben dauernd Ursache jämmerliche Klage über ihre nationale Unterdrückung durch die Serben zu erheben (Unterdrückung der Slowenen durch die Serben!). Dabei ist die katholische Kirche selbst in die zweite Reihe gedrängt. Orthodox ist Trumpf. Nichtsdestoweniger kommen noch Fälle gehässiger Unduldsamkeit (Anweisung der Grabstätte im Selbstmörderwinkel) vor. Auch wärmt die Presse die alten Geschichten von den „Pastoren“ als pangermanische Agitatoren gerne wieder auf und stört damit, natürlich mit vollbewußter Absichtlichkeit, die erwünschte Beruhigung der Gemüter.

Das Auftauchen der orthodoxen Kirche, die Bildung von orthodoxen Gemeinden durch die Zuwanderung serbischen Militärs und serbischer Beamter, die durch eine eigentümliche Ehescheidungspraxis — über die geltenden österreichischen Gesetze wird großzügig hinweggegangen — und durch Übertritte aus nationalen Gründen wachsen, hat ein neues, früher unbekanntes Problem gebracht: die Stellung zur orthodoxen Kirche. Die in den östlichen Ländern traditionelle Freundschaft zwischen Orthodoxen und Protestanten schien den Weg zu weisen. Schon um an den serbischen Machthabern einen Rückhalt zu haben, war man dazu bereit. Und sicher ist das morgenländische Christentum dem Protestanten sympathischer als das römische. Man gewährte daher den neu sich bildenden Gemeinden Gastfreundschaft in den evangelischen Gotteshäusern, wenn auch unter allerlei Sicherstellungen, und brachte die höfliche, traditionell-freundschaftliche Haltung bei verschiedenen Anlässen zur Geltung. Aber die Gerüchte wollten nicht verstummen, daß man von der anderen Seite kurzerhand die evangelischen Kirchen für die orthodoxen Gemeinden beschlagnahmte und enteignen wolle. Diese Gerüchte entbehrten nicht irgendeiner Grundlage. Dazu hatte man allerorts die Beispiele, daß nur die Faust des Stärkeren galt. — Immerhin scheint diese Gefahr heute gebannt zu sein.

Die Stellung zum Staate. Von offizieller evangelischer Seite befließigt man sich voller Loyalität. Von seiten des Staates ist das Verhältnis kühl-korrekt zu nennen¹⁾. Liebeserklärungen sind nicht möglich. Daß Übergriffe und Verge-

1) Immerhin wurde die Verselbständigung der Gemeinde St. Egidii i. d. Windischen Büheln mehrfach abgeschlagen, ja nicht einmal gestattet, daß ein Vikar oder Diakon seinen ständigen Wohnort dort nähme; angeblich sind politische und militärische Gründe für dieses Verbot maßgebend: St. Egidii ist Grenzort gegen Deutsch-Österreich.

waltungen verkamen, ist vielleicht aus der unruhigen Zeit zu begreifen: Hausdurchsuchungen in Pfarrhäusern und Kirchen, angedrohte Ausweisung, Verhaftung und Geiselnverschleppung der Geistlichen usw. Schlimmer war die Verwüstung in Kirche und Pfarrhaus zu Mahrenberg durch serbisches Militär zur Zeit der Kärntner Abwehrkämpfe, vor allem aber die Sequestration des dortigen Gemeinde- und Pfarrhauses, wobei der Beamte zugleich Gemeindevermögen, Kaffebücher, Bargeld und Wertpapiere beschlagnahmte. 1925 stellte sich endlich heraus, daß diese Sequestration als privater Übergriff eines Dorfpaschas erklärt wird (was schwer zu glauben ist, da seitens der Bezirkshauptmannschaft und Landesregierung Akte darüber an Pfarr- und Senieratsamt gesandt wurden). Die Sequestration wurde also aufgehoben, bezw. für nicht bestehend erklärt, aber Geld und Wertpapiere bleiben verschwunden. — Ein Staatspauschale wie in Österreich wird nicht bezahlt. Staatliche Steuerzulagen — so gering sie auch waren — entfallen jetzt völlig. — Die Beziehungen zum Staat beschränken sich auf den amtlichen Verkehr (die Pfarrämter sind zugleich Standesämter, die Geistlichen Matrifelführer) und auf die Feier der 6 vorgeschriebenen Staatsfeiertage: Tag der Befreiung und Einigung (1. Dez.), Geburtstag des Königs (17. Dez.), der Königin (9. Jan.) und des Kronprinzen (6. Sept.), Vidovdan (Veitstag, Niederlage der Serben auf dem Amfelfeld, 28. Juni) und neuerdings Cyrill und Method (24. Mai), der trotz wiederholten Protestes von evangelischer Seite auf Befehl der Regierung gefeiert werden muß.

Das kirchlich religiöse Leben — so konnte bereits oben gesagt werden — ist erstarbt. Immerhin sind gerade hier der Schwierigkeiten übergenug und manches Schmerzhafte darf nicht übergangen werden. Der Kirchenbesuch ist gut, verhältnismäßig stärker als früher. Aber ist es nicht schmerzhaft, wenn in Kirchen mit 300 Sitzplätzen nur durchschnittlich 40 Personen zum Gottesdienste kommen? Und doch ist dies bei einer Gesamtzahl von 150 Seelen am Orte ein hoher Prozentsatz zu nennen. Nur an Festtagen und bei besonderen Anlässen füllt sich die Kirche durch zahlreiche Katholiken beider Nationen. Erfreulich ist besonders die wachsende Beteiligung an den Abendmahlsfeiern. Dies sind beachtenswerte Zeichen, handelt es sich doch um Los-von-Rom-Gemeinden, in denen kirchliche Sitte und Gewöhnung nicht bestand. Übergetretene, die als Katholiken seit ihrer Trauung ihre Kirche nicht von innen gesehen hatten, finden nun allmählich den Weg und das Verständnis für evangelischen Gottesdienst und Gemeindeleben.

Die Zahl der Übertritte hat im Verhältnis zu früher stark abgenommen, während doch in Österreich und in der Tschechoslowakei die Übertrittszahlen der Nachkriegszeit die der Vorkriegsjahre zum Teil bedeutend übersteigen. Die Zahlen von 1918/19 übertreffen zwar auch hier die irgendeines Los-von-Rom-Jahres. Das war eine Folge des Umsturzes und der nationalen Unterdrückung seitens der slowenisch-klerikalen Partei. Die Ursache dafür, daß die Zahlen später zurückgingen, ist vor allem darin zu suchen, daß die Bevölkerungsschichten, die zum Übertritt geneigt sind, fast fehlen oder eben bereits übergetreten sind. Ferner haben die einzelnen infolge der Politisierung und Überwachung des ganzen Lebens mit Hemmungen und Hindernissen zu kämpfen, wie sie früher zwar auch, aber lange nicht in dem gleichen Maße bestanden (Rücksicht auf Arbeitgeber, Geschäft und Kundschaft, politische Machthaber usw.). Die sogenannten „Dispenssehen“

(Wiederverehelichung katholisch Getrauter und dann Geschiedener, die erst nach dem Übertritte, niemals aber katholisch möglich ist), durch die in Osterreich manche Gemeinde starken Zulauf erhielt, gab und gibt es in SHS nicht, so daß auch dieser — freilich nicht immer rühmenswürdige — Zuwachs fehlt. — Immer noch aber übertrifft die Zahl der Übertritte die der Austritte.

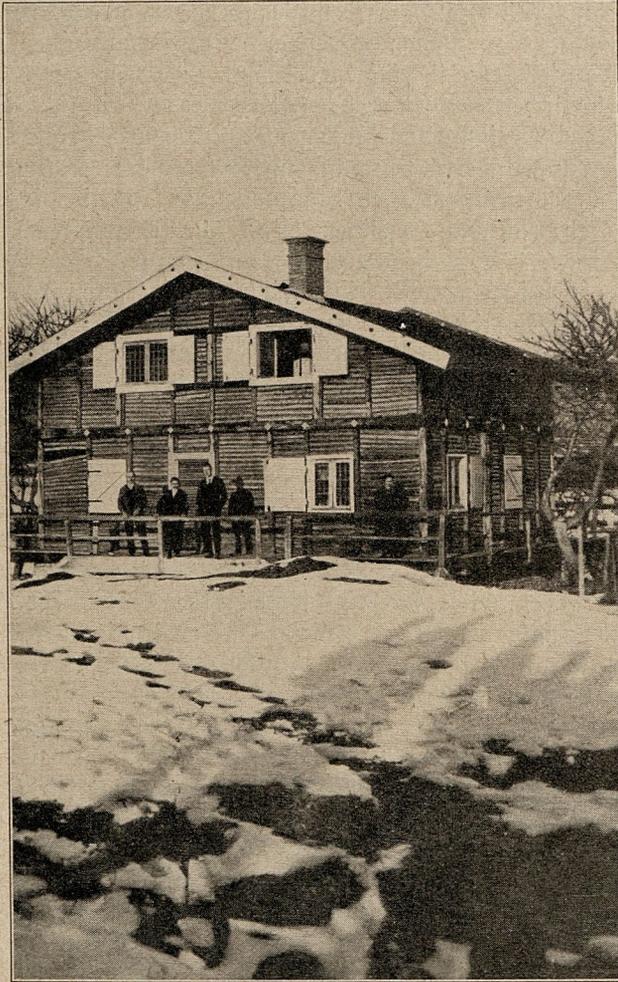
Der Pflege des Gemeindelebens dienen die regelmäßigen Gottesdienste und Kindergottesdienste, Bibelstunden, Familienabende, Vorträge verschiedener Art, Gesangsübungen, die Sammlung und Pflege der heranwachsenden, schulentlassenen Jugend. Gerade dies letzte ist eine Arbeit von ganz besonderer Wichtigkeit, da die Jugend in slawischen Schulen erzogen wird und überall, in und außerhalb der Schulen, slawischer Beeinflussung ausgesetzt ist. Dadurch droht die Gefahr, daß sie dem deutsch-evangelischen Leben ganz entfremdet wird. Es werden der jungen Burschen und Mädchen immer mehr, die ohne Verständnis die Forderung und Mahnung anhören, daß man an seinem Volkstum festzuhalten habe, auch wenn es Nachteile bringe. Für sie ist deutsches Volkstum kein Gut mehr, für das es sich lohnt Opfer zu bringen. Gott sei Dank, nicht alle denken so, aber wie gesagt, es droht die Gefahr, daß dieser Geist um sich greift. — Mit dem Verlust des angestammten Volkstums aber geht auch das Verständnis für die Kraft und Eigenart des evangelischen Glaubens nur zu oft verloren. Was bedeutet ihnen dann noch der Glaube Luthers, wenn ihnen die Sprache Luthers fremd oder gar verhaßt geworden ist! Und als Luthers Glaube, nicht als Primož Trubars Glaube, lebt der Protestantismus in Slowenien. — So wird denn die Jugend zu geselligen Stunden, zu Vorträgen, Beschäftigung, Gesang u. dgl. gesammelt.

Für alle diese Arbeiten sind die Gemeindefäle geradezu unentbehrlich. Denn immer seltener können die Gemeinden, wie es einst Sitte war, in die großen öffentlichen Säle gehen, sei es, daß es keine deutschen Säle mehr gibt, sei es, daß man sich dort nicht sicher fühlt¹⁾. Aus dieser Einsicht ist die Gemeinde Marburg im Herbst 1925 daran gegangen, trotz drückender Schulden die Pfarrkanzlei zu einem größeren Gemeindefaale auszubauen. Laibach hat um die gleiche Zeit nach jahrelangen Bemühungen seine von der Behörde beschlagnahmten Räume freibekommen. Mahrenberg und Cilli haben stets ihren Gemeindefaal aufs eifrigste benützt. Pettau ist verwaist und obdachlos: es hat seit 6 Jahren keinen eigenen Geistlichen, hat weder Kirche noch Gemeindehaus, noch auch nur einen eigenen Saal, sondern muß sich mit der Gastfreundschaft eines Gesangsvereins, in dessen Übungszimmer, genügen lassen. — St. Egydi, die Schwabentolonie in den Windischen Büheln, hatte schöne Pläne zu einer „Lutherkirche“, das Grundstück ist gekauft, aber der Krieg vereitelte alle Pläne. Ja, Egydi verlor seine Gottesdienststätte im „Südmarkhof“, als dieser geraubt wurde. Jahrelang fanden die Gottesdienste in engen Bauernstuben oder in oft allzu luftigen Scheunen statt, bis eine der Familien, die bereits seit Jahr und Tag dem Geistlichen freie Station gewährt, in seltener Opferbereitschaft ein Blockhaus zur Verfügung stellte, in dem sich die Egydier einen Vessaal einrichteten (1921). — Cilli beabsichtigt in seinem Gemeindefaale einen deutschen evangelischen Kindergarten zu er-

1) So wurde, als im Januar 1926 die Marburger Gemeinde einen Saal mieten wollte, als Sicherstellung gegen eventuelle Bombenwürfe und Zerstörungen eine Kaution von 100 000 Dinar (d. i. 7400 Mark) gefordert.

öffnen. Trotz aller Bemühungen seit Jahr und Tag war es bis jetzt nicht möglich, die Schwierigkeiten, die seitens der Behörden mit fadenscheinigen Gründen gemacht werden, zu überwinden.

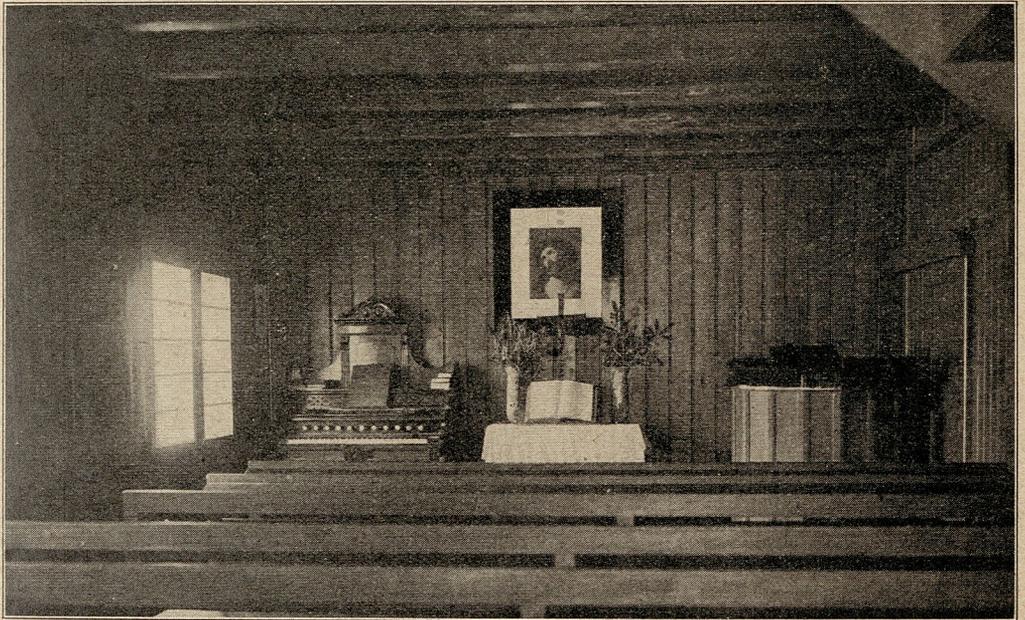
Die Arbeit der Inneren Mission fand in diesen Gemeinden immer Unterstützung. Früher waren in verschiedenen Gemeinden Diakonissen tätig. Leider



Bethaus in St. Egydi.

macht der Geldmangel trotz dringenden Bedürfnisses die Erhaltung von Schwestern unmöglich. — Mehrfach hatte man die Gründung eines Kinderheimes, Waisenhauses, Erziehungsheimes in Aussicht genommen, widrige Umstände ließen nichts zur Ausführung kommen. — Was die noch bestehenden Frauenvereine in der Armenpflege leisten, ist erstaunlich. Der jugoslawische Diakonieverein mit seinem Diakonissenhaus, Altersheim usw. (jetzt in Neuerbas) wurde von einem

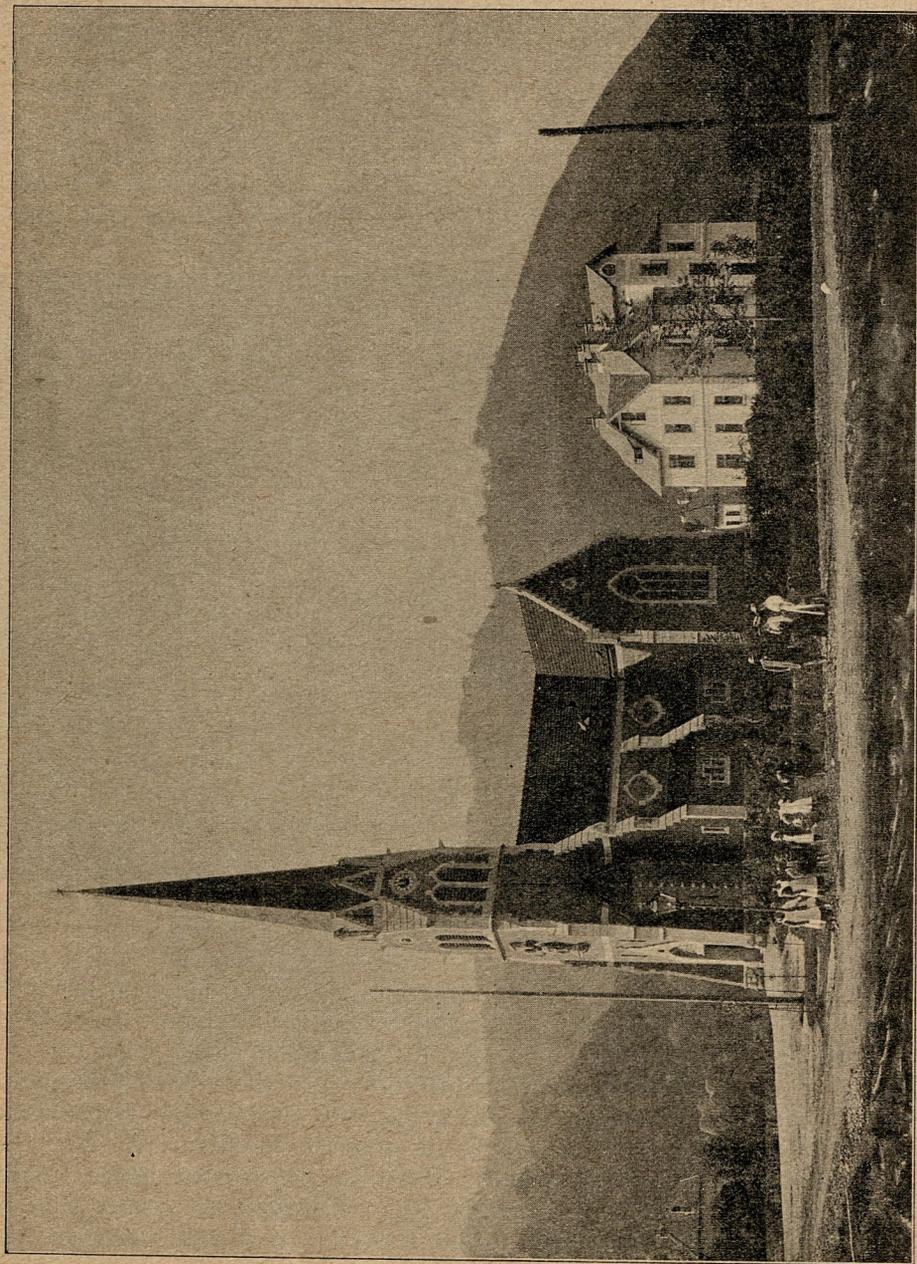
ehem. Pfarrer dieses Seniorates (Rihner aus St. Egydi) gegründet und findet in diesen Gemeinden noch immer eifrigste Förderung, ja, man hofft, einen Teil der Arbeit aus der heißen, staubigen Batscha in die gesündere Berg- und Waldluft Steiermarks verlegen zu können. — Wie so vielen anderen Vereinen machte der Umsturz auch der Tätigkeit der Ortsgruppen des Evangelischen Bundes und des Gustav Adolf-Vereins (Zweigverein Südbösterreich) ein jähes Ende. — Um auch hier nicht auf Ruinen zu klagen, sondern die verbliebenen Trümmer zu einem Neubau zu verwenden, ist man an die Gründung eines „Protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins“ geschritten, dessen Satzungen im Februar 1926 endlich genehmigt wurden. Er will in einem volkstümlichen Werke das ganze



Bethsal im Blochhaus St. Egydi.

deutsch-evangelische Kirchenvolk Sloweniens zur Selbsthilfe sammeln und vor allem der dringendsten Not steuern, der Not der eigenen Diaspora. Ende 1926 hatte er bereits 386 Mitglieder und 15 848 Dinar (1200 RM) Einnahme.

Was den besonderen Charakter und die besondere Not dieser Gemeinden ausmacht, ist ihr ausgesprochener Diasporacharakter. Jede der Pfarrgemeinden hat ihre Glieder über mehrere tausend Quadratkilometer verstreut. Als Beispiel sei die kleinste der Gemeinden angeführt: Cilli hat 345 Seelen, davon 151 in der Stadt, 62 in 6 Orten der näheren, zu Fuß erreichbaren Umgebung, 130 in 28 Ortsgemeinden über 2800 Quadratkilometer verstreut. Der Pfarrer hat innerhalb des Gemeindegebietes auf Amtsfahrten 1921: 3385 km, 1922: 3231, dazu jährlich noch rund 1500 km zu Rad zurückgelegt. 1925/26 sind Religions-schüler an 9 verschiedenen Orten, die 18—72 km vom Pfarrort an 4 verschiedenen



Evangelische Kirche und Pfarrhaus in Gilti

Eisenbahnlinien liegen, so daß höchstens je 2 Orte zusammen an einem Tage besucht werden können. Ein Ort ist erst nach 18 km Eisenbahnfahrt und 17 km Fußmarsch zu erreichen, ein anderer nach 12 Eisenbahnkilometern und 21 km Fußweg. 1925 waren 9 Konfirmanden an 6 verschiedenen Orten, also in sechsfachem Konfirmandenunterricht, vorzubereiten. Jeder, der in der Diaspora gearbeitet hat, kennt diese Not, diesen Aufwand an Kraft, Geld und Zeit, den solche Arbeit erfordert, und wobei man sich immer wieder seufzend fragt: lohnt es sich?

Für die meisten liegt die Kirche unerreichbar weit. In den meisten Orten aber sind es zu wenige, als daß dort eigene Gottesdienste abgehalten werden könnten, auch wenn man mehrere Orte zusammenlegte. Die meisten der einst blühenden Predigtstationen sind eingegangen. Gerade nur die Gemeinde Cilli konnte zu Weihnachten 1925 eine neue Predigtstelle in dem Industrieort Sraštmit an der Save errichten und Marburg zu Ostern 1926 in Maria Rašt a. d. Drau.

Es ist fast unmöglich, daß der Pfarrer alle Gemeindeglieder auch nur einmal im Jahre aufsucht: zu groß sind die Entfernungen, zu verstreut wohnen die einzelnen. Ein Motorrad oder Kleinauto wäre am Platz, aber die Anschaffungskosten sind zu hoch. Und doch sind gerade die Besuche der einzelnen von größter Wichtigkeit. Oft sind sie die einzigen Protestanten und zugleich einzigen Deutschen weit und breit, angefochten, abhängig von der Gunst der Nachbarn, ohne Zusammenhang mit dem deutsch-evangelischen Leben. Diese Vereinzelteten gehen am leichtesten für Volkstum und Glauben verloren, gar noch, wenn sie etwa Übergetretene sind, die sich noch nicht im neugewählten Glauben eingelebt und gefestigt haben, oder in gemischter Ehe leben, sind sie der Gefahr ausgesetzt, durch Überredung oder auch wirklich religiöses Anlehnungsbedürfnis für die evangelische Kirche verloren zu gehen. Da gibt es Altprotestanten, die aus Deutschland zugewandert sind; die evangelische Kirche können sie nicht auffuchen, weil sie zu weit liegt; so gehen sie zuweilen zur katholischen Kirche des Ortes zur fremden Messe und unverständlichen, weil slowenischen Predigt. „Ich kann doch in der Kirche besser beten als daheim“ entschuldigen sie sich und fragen unter Gewissensbissen ihren Pfarrer beim nächsten Besuch, ob denn das auch nicht Unrecht wäre? Die Kinder aber, welche ihre katholischen Altersgenossen allsonntäglich zur Kirche gehen sehen, fragen mit ängstlichem Zweifel im Herzen: „Sind wir Evangelischen so arm, daß wir keine Kirche haben?“ — Wie gerne nähme sich der Geistliche gerade der Verstreuten mehr an. Nirgends ist man dankbarer für sein Kommen, nirgends wird er freudiger aufgenommen als bei den Vereinsamten. Aber wenn der Pfarrer nicht nur Seelsorger und Prediger, sondern zugleich Standesbeamter und Matrikelführer ist, dazu an seinem Pfarrort 10—18 Wochenstunden Religions- und Konfirmandenunterricht zu erteilen hat, überdies an verschiedenen Außenstationen unterrichten soll, so kann er unmöglich allen Aufgaben gerecht werden; selbst wenn er jede Woche einige Tage unterwegs ist, kann er oft nur einmal im Monat in die Außenstationen kommen. Wenn da nicht verständnisvolle Eltern oder ältere Geschwister nachhelfen, ist der Lehrerfolg höchst zweifelhaft. Oft aber können die Eltern, selbst ungebildete Leute oder Übergetretene, gar nicht unterrichten. Häufig hören die Eltern dem Unterricht zu, religiöse Besprechungen und Hausandachten schließen sich zuweilen an solche Religionsstunden an.

Und eine besondere Not dieser Diaspora ist's, daß es Protestanten gibt, die

aus mancherlei Rücksichten sich nicht als Protestanten zu bekennen wagen, meistens bangen sie um ihre Existenz. Sie sind vielleicht sogar dem Pfarrer bekannt, aber der Pfarrer wird flehentlich gebeten „sie nicht zu kennen“. Da mag es bitter in einem aufsteigen: „Wer mich verleugnet vor den Menschen . . .“ Aber wer darf verurteilen? Wer hat noch niemals seinen Heiland verleugnet, vielleicht ohne daß er seine Existenz bedroht sah? „Wer ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein.“

Aus dieser Diasporanot heraus gibt das Seniorat „Flugblätter der deutschen evangelischen Gemeinden in Slowenien“ aus, wie sie schon 1919/20 erschienen waren. Sie enthalten alles Wissenswerte aus dem Gemeindeleben und praktische Mitteilungen. Es soll vor allem den Auswärtswohnenden von ihrer Gemeinde Positives zugehen als nur die Zahlungsaufforderung. Darum gehen diese Flugblätter grundsätzlich kostenlos allen Mitgliedern und Freunden zu (herausgegeben und zu beziehen vom Evang. Pfarramt in Cilli/Celje).

Die schlimmste Not ist das Schulleid. Das ist die schmerzlichste Wunde am vielgemarterten Leib des Deutschtums in Slowenien. Von dieser Seite her ist auch die Zukunft der deutsch-evangelischen Gemeinden am fühlbarsten bedroht. Minderheitenschulen sind zwar durch das Minoritätenschutzgesetz gewährleistet. Aber die Einhaltung ist ein Hohn darauf. Südsteiermark hatte 1918 noch 71 deutsche Volks- und Bürgerschulen mit zusammen 265 Schulklassen, außerdem 3 vollständige Gymnasien, 1 Ober-Realschule, 2 Lehrer- und Lehrerinnenfeminare. Ende 1925 gab es auf demselben Gebiet noch insgesamt 7 deutsche Schulklassen, nämlich Parallelklassen an slowenischen Schulen mit teilweise slowenischem Unterricht (6 Klassen in Marburg, 1 in St. Egydi).

Mit allen Mitteln werden die deutschen Klassen abgebaut. Nicht die Eltern, sondern die staatlichen Behörden bestimmen die Nationalität der Kinder. Wenn ein Teil der Großeltern (!) vermutlich slawischer Herkunft war, wie es im gemischtsprachigen Lande leicht vorkommt, gilt das Enkelkind als slawisch. Der Umstand, daß ein Kindesvater als pensionierter Beamter eine jugoslawische Staatspension bezieht, ist Grund genug, das Kind aus der Minderheitsklasse auszuschließen, denn in diesem Falle gilt das Kind nicht als deutsch, sondern als slawisch — weil eben der Vater eine Pension vom Staate SHS genießt. (Der Vater aber mußte — so kam es vor — seinen Dienst quittieren, weil er als Deutscher die Staatssprache nicht genügend beherrschte.) Die Folge ist: kein Deutscher kann eine Staatsstellung annehmen, ohne damit sein Volkstum praktisch aufzugeben, und zwar nicht etwa nur für seine Person, sondern zugleich für seine ganze Familie. Infolge solcher Maßnahmen wurde Mitte Oktober 1925 die letzte deutsche Parallelklasse in Pettau geschlossen, Ende Oktober wurden die ersten 3 Volksschulklassen in Marburg zu einer einzigen zusammengezogen und der Lehrerfolg dadurch auf ein Minimum herabgedrückt. 50 Kinder waren angemeldet, 30 wurden als „Slowenen“ in die slawischen Klassen geschickt. Dann ist die vorgeschriebene Mindestzahl von 30 nicht erreicht und auch der Rest deutscher Kinder muß in die slawische Schule.

Die Kinder kommen aus der Schule und haben nie ein Wort von Goethe oder Schiller gehört, dafür halten sie Prescheren für den größten und tiefsten Geist der Weltliteratur. Wie sollen die einmal lebendigen Anteil an der deutschen Kultur nehmen und deutschen Geist im fremden Lande vertreten? Wenn beim

einfachen Volk noch etwas Hochachtung vor deutscher Kultur aus eigener Anschauung da ist, so beruht sie auf den (natürlich mit slowenischem Text) gespielten Kinofilmen, wie „Nibelungen“ und „Kraft und Schönheit“. Deutsche Kultur!

Der evangelische Religionsunterricht ist noch deutsch. Aber die Kinder können größtenteils nicht mehr deutsch lesen und schreiben. Sie sprechen zwar noch mit den Eltern daheim deutsch. Aber vielbeschäftigte oder mangelhaft gebildete Eltern sind nicht fähig, ihren Kindern deutsches Lesen und Schreiben beizubringen. So können die Kinder die Fraktur der Biblischen Geschichten, des Katechismus und Gesangbuches nicht mehr enträtseln. Der Pfarrer bringt ihnen mühsam im Religionsunterricht etwas Deutsch-Lesen bei. Dann diktiert er ihnen und ist entsetzt. Deutsche Kinder von zehn, zwölf Jahren schreiben, natürlich in Lateinschrift und nach slowenisch-phonetischer „Recht“-Schreibung z. B. die Anfangsworte des Liedes: „Herr, dein Wort die edle Gabe . . .“ folgendermaßen:

Her dajn vort di edle gabe
dizen šac erhalte mir,
den ih ej es aler habe
und dem gresten rajhtum fir . . .

Deutsche Kinder schreiben, wie es ihnen in der Schule befohlen wird, ihre Namen „Fric (Fritz), „Hajnc“ (Heinz), „Viljem“ (Wilhelm). Es ist zum Verzweifeln!

Man fragt: muß es so sein? Warum errichtet ihr keine Privatschulen? Und man erhält die Antwort: Die Errichtung von Privatschulen, welche nach Art. 67 des Friedensvertrages von St. Germain gestattet wäre, ist durch Art. 14 der Staatsverfassung und durch das staatliche Volksschulgesetz unmöglich gemacht: das gesamte Schulwesen ist verstaatlicht, bestehende Privatschulen wurden aufgehoben, Neugründungen sind verboten. Aber auch ausgedehnter Privatunterricht ist untersagt. Wenn mehr als drei Kinder gemeinsam unterrichtet werden, ist man strafbar. Die wenigsten haben die Mittel für Privatunterricht. Selbstverständlich sollen die Kinder die Staatssprache lernen. Gerade in dieser Beziehung hat man früher deutscherseits viel versäumt. Aber das Elternhaus kann in den meisten Fällen den verderblichen Einfluß der Schule und ihre starke politisch tendenziöse Bearbeitung der Kinderseelen nicht mehr paralisieren.

Und man bedenke gar die moralische Zwiespältigkeit, die schon ins Kindergemüt gebracht wird, wenn es daheim deutsch, in der Schule slawisch beeinflusst wird, ohne den Grund zu verstehen. Kinder kommen heim und wollen nicht mehr deutsch sprechen. „Mutter, schäm dich, du kannst nicht slowenisch. Heute sprechen die besseren Leute nur mehr slowenisch.“ Oder: „Vater, warum darf ich beim Soklofest nicht mitsingen?“ — Du bist ein Deutscher. — „Warum muß ich ein Deutscher sein, ich möchte aber so gern mitsingen.“ — Endlich, nach vielen Erklärungsversuchen sagt der Siebenjährige: „Ja, in Graz möchte ich schon ein Deutscher sein, aber hier möchte ich lieber ein Slowene sein.“ — Oder: Ein Dreijähriger, dessen Vater Kroat und Staatsangestellter, dessen Mutter Siebenbürger Sächsin ist, sagt auf die Frage: wie heißt du? „Ich bin der Hinko“. Die Mutter drauf: „Diesem Dinko kannst du schon sagen, wie du wirklich richtig heißt.“ Der Kleine sagt strahlend: „Ich bin der Heinzl.“ — Welcher Zwiespalt, welche unheilvolle Belastung für die Kindesseele. Wie oft ist der Erwachsene gezwungen,

sein Herz zu verbergen. Es ist schwer. Aber wenn schon die Kindesunschuld vergiftet wird, wohin soll das führen? — Ein tiefblickender Pfarrer Österreichs sagte: Es besteht für die Deutschen in diesem Gebiet die gleiche Gefahr wie für die oberösterreichischen Bauern, die während der Gegenreformation durch Heimlichkeit und Verstellung ihren Glauben erhalten haben: daß ihnen durch das erzwungene Doppelspiel eine undeutsche Verschlagenheit, Doppelzüngigkeit und Doppelsinnigkeit zur zweiten Natur wird.

Für Eltern, die ihre Kinder deutsch und rein erhalten wollen, ist das Ausbarren unendlich schwer gemacht. — Und auch die Zukunft der deutschen evangelischen Gemeinden hängt davon ab, ob das Minderheitenproblem auch in Slowenien im Sinne der oben angedeuteten Kulturautonomie gelöst wird oder nicht. Daß dabei die vielen vereinzelt Familien im Lande leer ausgehen, ist schmerzlich aber nicht zu vermeiden.

Die wirtschaftliche Lage der Gemeinden ist durch die Folgen des Umsturzes bestimmt. Die Abwanderung von mehr als der Hälfte der Gemeindeglieder, die Geldentwertung und die Absperrung vom Auslande drohten katastrophal zu werden.

Seit jeher waren die Gemeinden vom Auslande stark unterstützt worden. Nur Laibach hatte, nachdem es von dem furchtbaren Erdbeben 1895 heimgesucht worden war, wobei Kirche und Pfarrhaus schwer gelitten hatten, so viel Gutes aus aller Welt erhalten, daß es für lange Zeit der Auslandshilfe nicht mehr bedurfte. Die anderen Gemeinden aber waren, zumal in der Zeit der Organisierung und Ausbreitung, auf die glaubensbrüderliche Hilfe angewiesen. An erster Stelle unter den Helfern stand der Gustav Adolf-Verein. In der Los-von-Rom-Bewegung übernahm der Evangelische Bund die Pflege der meisten Gemeinden. In manchen Gemeinden deckte die Auslandshilfe 60—80, zuweilen noch mehr Prozent der Ausgaben. Nur auf diese Weise war es möglich, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit ein so reichgegliedertes Gemeindeleben aufblühen, eine so vielfältige Diasporapflege, die infolge der weiten Entfernungen sehr kostspielig ist, eine Reihe von Bauten, der Ankauf von Grundstücken für geplante Kirchen usw. durchgeführt werden konnte. Denn es waren junge Gemeinden, ohne Einkünfte aus Grundbesitz, Vermögen, Stiftungen oder Fonds. Die staatliche Beihilfe war ganz gering, der Gemeindehaushalt mußte durch freiwillige Beiträge der Mitglieder, die auf Grund einer Selbsteinschätzung nach einem Schlüssel geleistet wurden, und eben durch die Auslandshilfe gedeckt werden.

Noch im Kriege mußte der Evangelische Bund seine Beihilfen zum Teil einschränken. Da setzte wieder kraftvoll und großzügig die Hilfe des Gustav Adolf-Vereins ein und schuf Ersatz, so weit und so lange es möglich war. Aber der Umsturz zerriß die Verbindung mit dem Auslande, ja mit dem nunmehr „feindlichen“ Auslande ward sie untersagt. In Deutschland kam die Inflation: bald überstieg das Porto der Dankbriefe und Empfangsbestätigungen den Wert der Spende. Wohl waren Amerika und die Schweiz in die Bresche getreten, doch konnten sie beide den Ausfall keineswegs wettmachen. — Die Gemeinden aber waren selbst verarmt. Unter dem Drucke der österreichischen Regierung hatten sie ihre geringen, mühsam gesammelten Fonds (z. B. Pfarrbesoldungsfonds) in Kriegsanleihe angelegt. Die Kriegsanleihe jedoch wurde vom jugoslawischen Staate gar nicht anerkannt. Die Geldentwertung verschlang Papiere und das wenige Bargeld. Der

neue Staat zahlte keine Unterstüzungen. Viele der zahlungskräftigsten Gemeindeglieder wanderten aus und die zurückgebliebenen litten unter der schlimmen Wirtschaftslage in dem von seinem bisherigen Wirtschaftsgebiet abgeschlossenen Slowenien. Die Gemeinden standen vor der Schicksalsfrage: entweder zugrunde zu gehen oder durch beispiellose Opfer sich selbst zu erhalten.

Der jahrzehntelange nationale Kampf hatte dauernd Opfer gefordert und eine seltene Opferwilligkeit erzogen. Die evangelischen Gemeinden waren das Letzte, das den Sturm der Umsturzjahre überdauert hatte. So wurden die geforderten Opfer gebracht.

Dabei ist zu bedenken, daß die Gemeinden bereits vor dem Kriege aufbrachten, was irgend möglich war. Die wirtschaftliche Kraft der meisten ist durch die fortwährenden Wirtschaftskrisen stark geschwächt. Die Übergetretenen mußten zu dem Gedanken, für kirchliche Zwecke Beiträge zu leisten, überhaupt erst erzogen werden, da die reiche katholische Kirche keine Beiträge oder Kirchensteuern einhebt. Dennoch konnten sich die Gemeinden über Wasser halten.

Gemeinden, die 1914 nur 20 Proz. ihrer Ausgaben aus eigenen Mitteln decken konnten, haben 1924/25 bis zu 90 Proz. ihrer Ausgaben selbst aufgebracht; und dabei war die Seelenzahl um 60 Proz. zurückgegangen. Das entspricht einer Mehrbelastung des Einzelnen um 1125 Proz.

Doch glaube man nicht, daß die Gemeinden bei solcher aufs äußerste angespannten Selbsthilfe ihr Auskommen finden könnten. Das Scherflein der Witwe genügt eben doch nicht für die Erhaltung eines Gemeindefens, es müssen die Silber- und Goldstücke der Reichen hinzukommen, die „viel einlegen“. So kam's, daß manche Gemeinde, die erst im Krieg ihre Schulden abstoßen konnte, sich neue Schuldenlasten aufbürden mußte. Wohl bringt sie den Großteil ihrer Einnahmen selbst auf, aber damit kann bisweilen kaum das Allernötigste bestritten werden.¹⁾ Seit 1914 unterblieben alle Reparaturen und Renovierungen. Man mußte sich aus Geldmangel auf das nötigste, aber unzulängliche Flickwerk beschränken. Und der nicht behobene Schaden wächst, wie z. B. an der schönen Laibacher Kirche, ins Unabsehbare. — Dabei bedarf überall die Diaspora einer regeren Versorgung. Es ist schmerzlich, festzustellen, daß sie oft vernachlässigt wird, nicht nur weil der Pfarrer keine Zeit und keine Hilfskraft hat (was auch wieder nur eine Geldfrage ist), sondern weil oft die für eine ausgiebige Diasporabereifung nötigen Geldmittel nicht vorhanden sind. — Sorgenvoll stimmt die Tatsache, daß durch die schwere Wirtschaftskrise in der letzten Zeit gerade eine Reihe deutscher und evangelischer Kaufleute und Unternehmer zusammengebrochen sind oder vor dem Zusammenbruche stehen. Wenn sich das Deutschtum in Slowenien trotz seiner zerstreuten Siedlungsart bisher noch halten konnte, so geschah es dank seiner wirtschaftlichen Kraft. Bricht sie, so könnten hier auch die evangelischen Gemeinden vernichtend getroffen werden.

In all dem eigenen Leide hatte man für fremde Not Verständnis und offene Hände. Die Gustav Adolf-Ortsvereine hatte die Regierung verboten, aber der

1) 1925 waren den Pfarrämtern 2026 Seelen, d. h. rund 500 Steuerzahler bekannt. Sie zahlten im Jahre 260 000 Dinar (20 000 RM.) freiwillige Gemeindebeiträge. Außerdem wurden über 40 000 Dinar für kirchliche Vereine und dergl. gesammelt. Das entspricht einer Durchschnittsleistung von 150 Dinar pro Kopf oder 750 Dinar (56 RM.) pro Steuerzahler. Aber es reicht nicht!

Gustav Adolf-Geist war nicht erstorben. In den Gemeinden wurde weitergesammelt, besonders für die bedrängten und zerstreuten Protestanten in der Zersplitterung, für evangelische Liebeswerke in Jugoslawien und Österreich, für die Diasporaverforgung der Abtaller Protestanten, für vertriebene Nestorianer und armenische Waisenkinder, für die durch Hochwasser 1925 geschädigten Gemeinden in Prekmurje und ihr Schülerheim. Die Nachrichten von der Hungersnot unter den deutschen Kolonisten Rußlands weckten opferwillige Hilfsbereitschaft. Größere Summen gingen für die deutschen Ruhrkinder ab und als die Not Deutschlands 1923/24 ans Herz griff, sammelte man für die alten Freunde, für den Evangelischen Bund und Gustav Adolf-Verein. Für die große Hilfsaktion zugunsten der hungernden deutschen Kinder, die unter den Deutschen Jugoslawiens eingeleitet wurde, wurde im Gebiet der Marburger und Cillier Gemeinde allein 61 358,50 Dinar, die nachweisbar größtenteils von Evangelischen gespendet wurden, gesammelt und Evangelische leiteten dort die Aktion. Auch 200 deutsche Kinder wollte man dort aufnehmen.¹⁾ Die Regierung hatte anfangs ihre Genehmigung zu dieser Hilfsaktion erteilt. Im entscheidenden Augenblick aber verbot sie die Einreise der hungernden reichsdeutschen Kinder — aus politischen Gründen.

Unvergessen bleibe solche Treue. Unvergessen sei dies Land mit seinem schwer ringenden deutschen Volkstum und seinen evangelischen Gemeinden! Die neu-erwachte Anteilnahme am Auslandsdeutschtum gehe auch an diesen Nächstegelegenen nicht vorbei, ebensowenig aber auch die tatkräftige Hilfe. Sonst droht dies Land uralten deutschen Lebens und stolzer Kultur zu einem Lande deutschen Sterbens zu werden.²⁾

Seit drei Jahrhunderten hat sich auch an der Grenze des Balkans vieles geändert. Aber heute ist dort das tiefe Leid der Gegenreformation unheimlich lebendig geworden: der Kampf nach außen und das Ringen in der Seele der einzelnen um Heimat, Volkstum und Glaube. Das alte Lied der bedrängten Vorfahren ist nun zum Gegenwartsgebet geworden und wird — geb's Gott — von keinem schwächeren Geschlechte gebetet:

„Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist.
 Dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns auslöschen nicht.
 In dieser schwer betäubten Zeit verleihs uns, Herr, Beständigkeit,
 Daß wir dein Wort und Sakrament behalten rein bis an das End'.
 Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ, nicht unser, sondern dein ja ist;
 Darum so steh du denen bei, die sich auf dich verlassen frei.“

1) Aus ganz Jugoslawien gingen mehrere Zugladungen mit Mehl und Speck im Werte von mehreren Millionen Dinar nach Deutschland ab. Insgesamt liefen Anmeldungen von 6000 Freiplätzen für Kinder ein.

2) Wer sich eingehender über einzelne Fragen unterrichten will, dem sei empfohlen: über Geschichte und Bedeutung des Deutschtums die knappe vorzügliche Darstellung von A. A. Klein „Zwischen Drau und Udria“ (A. Bichler's Witwe-Verlag, Wien 1925); das große Gedenkbuch „Südfteiermark“, herausgeg. von Franz Hausmann (Verlag U. Moser, Graz 1925); A. Hausen, „Die deutsche Sprachinsel Gottschee“ (Graz-Styria). Oskar Lohmeyer, „Die Lage der Minderheiten in Kärnten und in Slowenien“ (Verlag A. Kollisch, Klagenfurt 1926). Über alle Belange des Deutschtums berichtet die zweimal wöchentlich erscheinende „Cillier Zeitung“. — In die Tiefe der kroatisch-slowenischen Volksseele führt Frdr. von Gagern's hervorragender Roman „Ein Volk“. Die Gegenreformation in Marburg schildert Ludwig Mahuert in „... bis du am Boden liegst“ (Steinkopf, Stuttgart); in die Kampfeszeit der Los-von-Rom-Bewegung führt sein Erstlingswerk „Die Hungerglocke“.

